

Narodna in univerzitetna knjižnica
v Ljubljani

111651

7





Marburger
Taschenbuch
für
Geschichte,
Landes- und Sagenkunde
der
Steiermark
und
der an dieselbe grenzenden Länder
von
Dr. Rudolf Gustav Puff.

Erster Jahrgang.

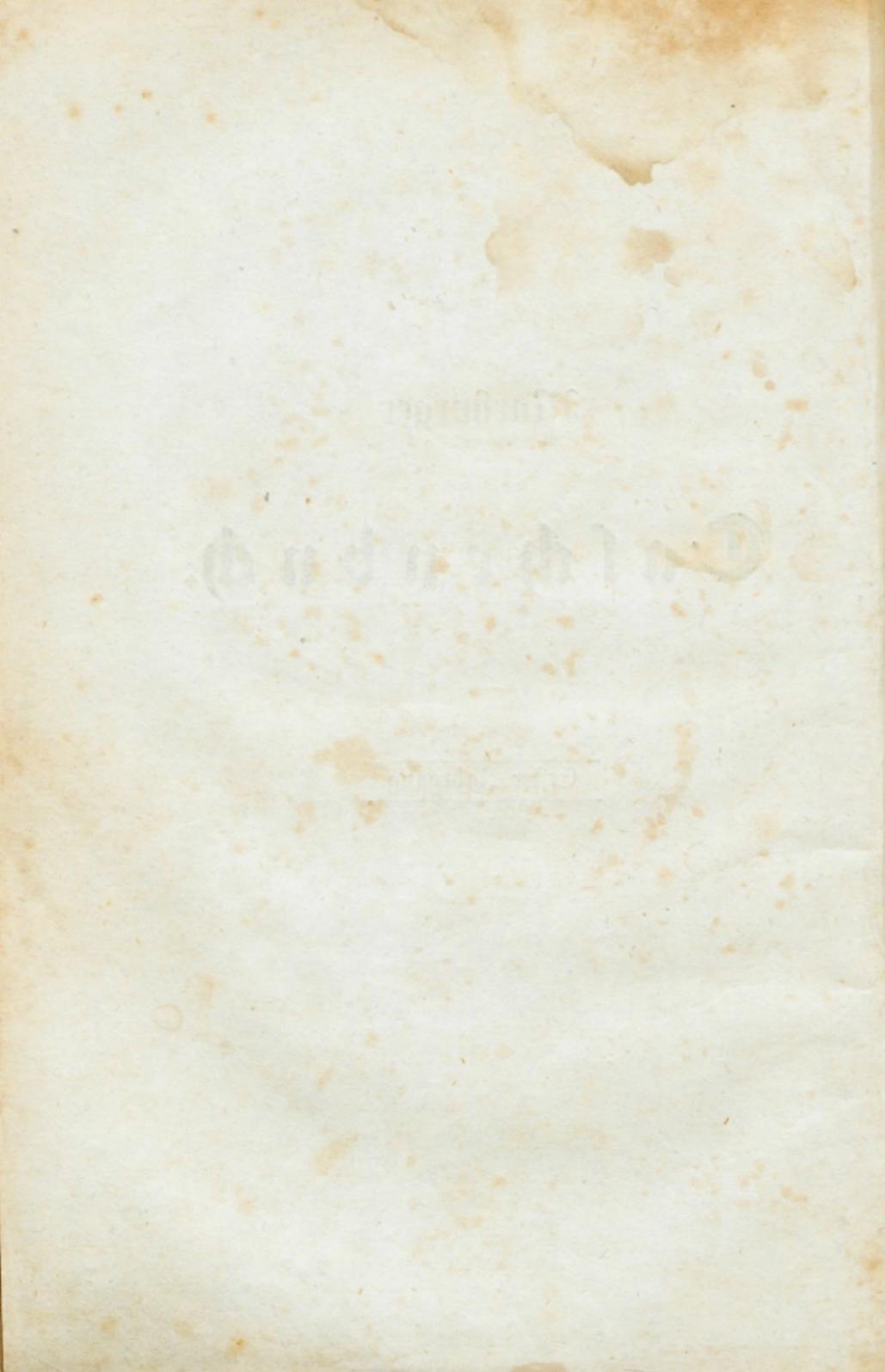
Gratz 1853.



Marburger

T a s c h e n b u c h .

Erster Jahrgang.



Marburger
Taschenbuch
für
Geschichte,
Landes- und Sagenkunde
der
Steiermark
und der
an dieselbe grenzenden Länder
von
Dr. Rudolf Gustav Puff.

Erster Jahrgang.

Graz, 1853.

Druck und Papier von A. Leykam's Erben.

+ 111651

111651



UP 1269/1963

Dem
Helden und Sänger,

Seiner Excellenz
dem Hochgebornen Herrn

Josef Freiherrn von Jellacic
de Buzim,

Großkreuz des österreichischen Leopold-, Commandeur des Militär-Maria-Theresa-, Ritter des russischen St. Wladimir-, Großkreuz des hannöverischen Guelphen-, dann des sächsischen Heinrich-, Commandeur des sächsischen Civil-Verdienst- und Großkreuz des parmaisichen Constantin- St. Georg-Ordens, k. k. wirklichem geheimen Rath, Vannus, obersten Capitän und Landes-Militär-Commandant in Croatien und Slavonien, Civil und Militär-Gouverneur von Fiume, General-Feldzeugmeister und Inhaber des 1. und 2. Banal-Grenz-Infanterie-Regiments Nr. 10 und 11, dann des 46. Linien-Infanterie-Regiments etc. etc.

weihet in tiefster Ehrfurcht diese Blätter

Der Verfasser.

Wenn mild die Hand die zarten Saiten meistert,
Die Schlachten jüngst für Gott und Kaiser schlug,
Wenn für das Lied die edle Brust begeistert,
Die Recht und Treu in ihrem Tempel trug:
Da strahlt der Nachruhm in der schönsten Feier:
„Unsterblichkeit erwacht durch Schwert und Leier.“

Buzim dem Schilde, den die Sagen nennen,
Vor dem der Halbmond zagend oft erblich,
Den dort am Rhein geschlag'ne Franken kennen,
Dem rings die Zwietracht rasch zermalmet wich,
Du hast mit Lorbern doppelt ihn umwunden,
Im Doppelaar sein Sinnbild aufgefunden.

Drum hing mein Wunsch so oft an Deinen Schritten
Vom „Garnisonslied“ bis zum jüngsten Sang,
Vom „Tag bei Posvid,“ wo Du kühn gestritten,
Bei Deines Lebens schwerstem bitt'rem Gang.
Ich fand in Dir des Helden ernste Würde,
Vereint mit Frohsinn, echter Sängers Zierde.

Das Vaterland hat Deinen Spruch bewahret:
„Geraden Weg nehm' ich und off'nes Spiel,
„In jedem Loos nur muthig ausgeharret
„Und fall' ich mit, ist's des Soldaten Ziel;
„Als Patriot, als treuer Diener fallen
„Für Recht und Kaiser, ist mein Wunsch vor allen!“

Was Du mit Kraft in Oestreichs herbsten Stunden
Gewollt, gewagt, erstrebet und erreicht,
Es hat den Preis, den würdigsten, gefunden,
Daß jedes Unheil festem Sinne weicht;
Du gibst der Nachwelt noch die gold'ne Lehre:
„In Muth und Treue liegt des Helden Ehre.“

D'rum meinem Streben, Dir ein Blatt zu weihen
Aus meiner Heimath, redlich, still und schlicht,
Bermag Dein Wink Begeisterung zu leihen
Zum reinsten Ziele für erfüllte Pflicht;
Mit Nachsicht mögst Du auf die Spende schauen:
Kein Kranz — nur Knospen aus der Heimath Auen!

Vorwort.

Geschichte, Alterthums-, Volks- und Sagenkunde meines Vaterlandes — und in derselben vorzugsweise meiner Heimath, der Steiermark, bildete von jeher das Ziel meiner Reisen, die Aufgabe meiner Forschungen, die Erheiterung meiner trüben, die Seligkeit meiner frohen Stunden. Aus dem reichen Schatze des Gesammelten zeitweise so viel mitzutheilen, als meine Privatkräfte erlauben, soll den Zweck meines historischen Taschenbuches bestimmen, das seinen Namen von meiner zweiten Vaterstadt entlehnt; das ich im ersten Jahrgange hier der Güte und Nachsicht meiner biederen Landsleute empfehle. Zur Förderung meines vaterländischen Strebens haben so Viele mit warmem Herzen und treuem Sinne, zur Hemmung desselben Gottlob kaum Einige beigetragen, Jedem zum Lohne sein eigenes Be-

wußtsein! Was sich durch treues Festhalten an
Recht und Pflicht, an Gott, Kaiser und Vater-
land Heilsames wirken läßt, lehret auch den Ein-
zelnen bei scheinbar geringer Kraft das edle
Beispiel des Helden und Sängers, dem diese
Blätter weihet

Marburg im Lenze 1853

Der Verfasser.

Inhalt.

Weihe.

Vorwort.

Mein Vaterland	1
Die Slovenen in Steiermark	3
Die Scharfschützen vom Welben'schen Corps bei ihrer Heimkehr	118
Die Auersperge in Steiermark	120
Auf die Rettung der Burg Obercilli vor weiterer Zerstörung	124
Frisch gewagt. (Wahre Begebenheit.)	127
Der schwarze See am Pächern. (Wendensage.)	148
Die Freiherren von Rauber in Steiermark	152
Urlaub	158
Heinrich Knaffl-Lenz, Lieutenant bei Baron Sivkovič Infanterie. (Retrolog.)	160
Bei der Reise Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I. durch Marburg	183
Bad Neuhaus	186
Zur Rückkehr der Landwehr von Kinský Infan- terie nach Marburg	230
Ein kurzer Feldzug aus dem Nachbarlande Kärnthén	233

Alein Vaterland.

Wo Mur und Enß durch's Gletscher-Thor
Laut jubeln in das Thal hervor,
Wo man das harte Eisen zrennt,
Als Landmann den Erzherzog kennt,
Beginnt: wie seine Berge stark,
Das grüne Land der Steiermark.

Wo Eichenkraft und Nebengrün
Von Berg zu Thal wie Kränze zieh'n,
Und Stadt und Dorf so licht und hell
An schweren Aehren goldner Well'
Weit von der Raab zum Pacheru aus
Dehnt sich des Segens Vaterhaus.

Und wie zwei Kammern in dem Herz,
So theilen hier in Lust und Schmerz
Zwei Brüder, was seit tausend Jahr
Dem lieben Gott gefällig war.
Der Deutsche und der Wende sind
In Einem Haus dasselbe Kind.

Mein Vaterland

Wo Drau und Save zögernd zieh'n,
Als wollten sie nicht weiter flieh'n ;
Wo Blumenduft und Perlenwein
Zu muntren Festen laden ein :
Da an des Segens reichstem Rand
Begeistert mich mein Heimatland.

Die Slovenen in Steiermark.

I.

Wenn man zwanzig Jahre unter einem Volksstamme gelebt, Tage und Wochen in den blühendsten Thälern, wie in den abgelegensten Schluchten, in Schlöffern, Pfarrhöfen und Hütten zugebracht hat und in steter rastloser Verbindung mit dem jungen Nachwuchse dieses Volkes beschäftigt war, so mag ein Versuch, selbes getreu und richtig zu schildern, um so weniger gewagt sein, als man gerade bei den steirischen Slaven erfreulicher Weise mehr Lichtpunkte, als Schattenparthien zu treffen hat.

Der zweimal unter den Wenden eingebürgerte Deutsche führt seine Leser in das gastliche Land des treuherzigen slovenischen Brudervolkes, und nennt statt jeder Einleitung dankbar jene ausgezeichneten Slovenen, die ihm als Führer im Geschichts-, Sagen- und Gebrauchsleben der Slovenen dienten, die würdigen Collegen Terstenjak (**Davorin**) und **Matiasič**, Hrn. Dechant **Dainko**, Pfarrer **Hašnik**, den gelehrten Cooperator **Zaff** 2c. 2c. Spätere Jahrgänge mögen die Bervollständigung dieses Versuches bringen. Die Mittheilun-

gen über Rußland, Polen zc. verdanke ich dem gelehrten russischen Collegienrathe **Srěznewsky**, der 1841 bei seiner im höchsten Auftrage unternommenen ethnographischen Reise längere Zeit bei mir als Gastfreund weilte, derselbe, von dem 1837 in **Karkof** die Geschichte der zaporogischen Kosaken (**Starina Zaporoshnaya**) erschien.

Die Slovenen, auch Wenden genannt, ein Zweig des großen slavischen Volkes, das von der chinesischen Mauer bis Sachsen, vom Eismeere bis zum schwarzen Meere, in einer Seelenanzahl von mehr als 80 Millionen ausgebreitet wohnt, waren bisher in Steiermark in den Bohnstgen von der Mur bis zur Save an beiden Ufern der Drave, den zwei unterländischen Kreisen Marburg und Gilli in politischer Hinsicht einverleibt. In neuester Zeit bildete ihr Land die Kreispräsidentschaft Marburg. Auf diesem gesegneten Boden wohnten ihre Vorfahren gewiß schon vor den Römern als Pannonier mit den Illyriern, nicht aber den semitischen Sarmaten, der großen slavischen Völkerfamilie angehörend, vor oder zwischen der hunischen und avarischen Hordenwanderung, von der Weichsel abermals an den Ostrand der norischen und julischen Alpen vorgeschoben. Salzburg und Aquileja gebührt das Verdienst, durch das Christenthum die ersten Keime geistiger Bildung in dieses sanglustige, ackerbautreibende, keinen Krieg scheuende, gastfreie Volk gelegt zu haben. Die unterländischen Slovenen kamen bald unter fränkisch-bojarischen Einfluß; mit der Gründung der unteren March, mit der Grafschaft Marchburg finden wir

den einen Theil derselben an den beiden Ufern der Drave, immer in deutscher Verbindung, den andern aber an der San und Save besonders zur Zeit der Blüthe der gefürsteten Grafschaft Cilli mehr unter dem nationalen Einflusse von Krain und Croatien, zu jeder Zeit aber getreulich mittragend an dem nicht immer beneidenswerthen Lose des an hundert Armen gefesselten, an tausend Adern ausgefaugten, ewig rüstigen, nie gewältigten Giganten des deutschen Kaiserthumes.

Daß sich die Volksstimme gegen Feudaldruck, die Glaubensmeinung gegen das Altherkömmliche auch im Wendenlande geltend machte, das lebensfrische Volk also so gut den geistigen Miasmen seiner Zeit zugänglich war, als die Deutschen, bewiesen die Bauernkriege unter Illia 2c.; die Fortschritte der Reformation durch Juri Kubila, Dalmatin 2c. Dafür aber scheiterten alle Versuche der Drohung und Schmeichelei, der Gewalt und des Pharisäismus 1848 an dem treuen und klaren Sinne des wendischen Landvolkes.

Die Kreisregierungen unter Maria Theresia wiesen die Wenden unter das Cillier und mit Deutschen zugleich bis hinauf an die Rainach bis zu den Quellen der Lasnig und Sulm unter das Marburger Kreisamt. Die religiöse Eintheilung hält sie noch unter zwei Bisthümern: Lavant und Seckau.

Erst dem Jahre 1850 war es vorbehalten, sämtliche Wenden der Steiermark unter ein Kreispräsidium Marburg zu stellen, das nun als slovenische Steiermark 6 Bezirkshauptmannschaften:

Marburg mit 4 Steuerämtern, Marburg, Windischfeistritz, St. Leonhard und St. Lorenzen mit 264 Steuergemeinden und 87,224 Seelen;

Gilli mit 6 Steuerämtern, Gilli, Franz, Oberburg, Erlachstein, Tüffer, Gonobitz, 210 Steuergemeinden mit 102,426 Seelen;

Windischgrätz mit 4 Steuerämtern, Windischgrätz, Schönstein, Mahrenberg, 100 Steuergemeinden 46,172 Seelen;

Luttenberg mit 3 Steuerämtern, Luttenberg, Fridau, Oberradfersburg, 146 Steuergemeinden mit 42,514 Seelen;

Pettau mit 2 Steuerämtern, Pettau und Rohitsch, 186 Steuergemeinden mit 53,867 Seelen;

Rann mit 4 Steuerämtern, Rann, Drachenburg, Lichtenwald, Windischlandsberg, 165 Steuergemeinden mit 52,524 Seelen, umfaßt.

Exposituren für politische Bezirkskommissäre bestehen zu Windischfeistritz, Rohitsch, Oberburg und Gonobitz.

Bezirkscollegial-Strafgerichte sind einstufigen unter dem Landesgerichte Gilli 6: Windischgrätz, Marburg, Luttenberg, Pettau, Rann und Gilli; sonstige Bezirksgerichte 16: zu Schönstein, Mahrenberg, St. Leonhard, Lorenzen, Windischfeistritz, Oberradfersburg, Fridau, Rohitsch, Drachenburg, Windischlandsberg, Lichtenwald, Franz, Oberburg, Erlachstein, Tüffer, Gonobitz.

Unter 22 Steuerämtern in 1071 Steuergemeinden mit 384,727 Seelen steht eine Bevölkerung, die sich den einzelnen Kronländern Kärnten, Istrien, Schlesien und Salzburg immerhin numerisch zur Seite stellen kann, um so mehr, als sie im steierischen Unterlande ziemlich dicht beisammen wohnt, in kriegerischer Beziehung das gesammte Regiment Kinsky Nr. 47, beinahe das ganze 9^{te} Jägerbataillon und die entsprechenden Contingente zur Cavallerie, Artillerie und den besondern Corps liefert.

Die slovenische Steiermark entspricht an Größe, Bevölkerung und Fruchtbarkeit am meisten der Bukovina, welche auf 181 Quadratmeilen 340,000 Einwohner zählt. Von den steierischen Slovenen gehören 234,118 unter 14 Decanaten, 142 Pfarren und Localien zur Lavanter Diöcese, im Kronlande Kärnten, die übrigen unter 10 Decanaten und 70 Pfarren zur Sackauer Diöcese. Die steierischen Wenden bilden also einen beträchtlichen Theil der Slovenen, die in den Marken Udines beginnend, über Krain, Kärnten und Steiermark, bis in das Eisenburger und Salader Comitât, eine Million stark, darunter 15,000 Protestanten in Ungarn sich ausdehnen.

Nehmen wir an, daß unter den Slovenen der Steiermark gering gerechnet 50,000 Deutsche wohnen, so ergibt sich die ansehnliche Zahl von 335,000 steierischen Slaven, von denen höchstens nur der dritte Theil der deutschen Sprache gar nicht mächtig ist, während alle Uebrigen den Vortheil haben, durch die

Kenntniß zweier Sprachen auf doppelten Wegen sich Bildung und Fortkommen suchen zu können. Vom sporadischen Vorkommen unvermischter Wenden mitten unter Deutschen haben wir in Steiermark ein Beispiel an den 1400 Wenden in der Pfarre Radkersburg am linken Murufer in den fünf Gemeinden Gorca, Cainkoveci (Zelting), Dedinci, Zetinci (Scheldorf) und Posterna (Laafeld).

Die Steiermark, seit fast anderthalb Jahrtausenden ein wichtiges Grenzland, an welches die von Ost gegen West brausenden Völkerwogen anrauschten, darüber wegschlugen, oder sich daran brachen, hat an ihrem stattlichen Slavenstamme, der insbesondere seit dem blutigen Aufgang des türkischen Halbmondes mehr als Einmal mit den Armen seiner Söhne den Damm gegen osmanische Barbarei bilden mußte, der Weltgeschichte zu Folge die treuesten Grenzwächter der osteuropäischen Gesittung aufzuweisen, die dem ersten und letzten Anprallen der Avaren, Ungarn und Moslims stets ausgesetzt, ganz gewiß der Aufmerksamkeit der Mit- und Nachwelt würdig sind.

Die späteren Schicksale der steierischen Wenden im engen Sinne — lassen sich in hingeworfenen Zügen ungefähr so bezeichnen:

Wir finden dieses sanfte, lebenslustige Volk im Jahre 568 unter avarischer Herrschaft. 600 schlugen sie mit diesen ihren Zwingherren verbündet den Herzog Thassilo I. von Baiern, machten sich 623 König Samo's Größe zu Nutzen, um den Druck der Huniwaren ab-

zuschütteln, wurden von Carl dem Großen bezwungen, von Grenzgrafen regiert, von den Aquilejer und Salzburger Erzbischöfen nicht ohne lebhaften Widerstand ihrer Knesen für das Christenthum gewonnen, theilten hierauf alle Schicksale der Steiermark seit 7 Jahrhunderten, vor Allen aber waren ihre Gauen am längsten den Verwüstungen der Osmanen preisgegeben, so daß die steierischen und krainerischen Slaven die einzigen Stämme des deutschen Bundes sind, welche durch Jahrhunderte Grenznachbarn der Türken waren, und Frucht und Herden, Kraft und Leben im langen Kampfe opferten.

Im Mittelalter finden wir urkundlich slavische Wohnsitze in einigen Gegenden Steiermarks, wo nun jede Spur des Wendenthums verschwunden ist, so bei Klöch um Leibnitz und Hengsberg, im Thale bei Rein, im Mürzthale, um Leoben, Kraubath und Rottenmann. Das Walburgiskirchlein bei St. Michael nächst der Mündung der Liesing in die Mur zwischen Leoben und Kraubath gründete noch vor 1190 ein dort sesshafter edler Wende Tridiclav mit seiner Gattin Slavai. Die Siege der Slovenen über die Baiern, welche sie über die Gns verfolgten, erklären nur zum Theile das sporadische Vorkommen slavischer Ansiedlungen in einzelnen Gegenden des Oberlandes.

Eine kleine Uebersicht, nur der bekanntesten slavischen Orts- und Gegend-Namen in nun rein deutschen Theilen der Steiermark dürfte einen Beleg geben, wie weit und ausgebreitet angesiedelt die Wen-

den einst in den jetzt deutschen Gauen unseres Landes gewesen. Wir finden besonders zahlreiche Feistriße (scharf fließende Bäche oder hell fließende, der Römer übersetzte es in *liquentia*), eben so Laßniß (sanft fließende Bäche, *lazim* schleichen, kriechen, fortschreiten, langsam gehen) weit im höchsten Oberlande; außer selben wollen wir nur auf folgende Ortsnamen vorzugsweise hindeuten: **Untriß** (*odra* Welle aus **ondra**, **ondrica** altslavisch ausgesprochen **andrica**) bei Gratz, **Babeben** bei Ratsch und St. Lambrecht, **Dobersbach** (**dobri** gut, **od dob** die Eiche) bei Ernan, **Dobritsch-Alpe** (Eichenwaldalpe) und **Graben** bei Trieben (**trieb** ausreuten). **Donawitz** bei Leoben, **Feistriß**, 11 Ortschaften: bei Langenwang, Pöllau (von **polan** ebenes Feld), Waldstein, Ilz (**ilica** Lehmgegend), Trondsberg, Münchhofen, St. Peter am Kammerberg, Nuthal, Seckau, Rothenfels, Lind, 6 Bäche bei Nuthal, Hohenwang, Herberstein zc., 10 kleine Thäler dieses Namens in der deutschen Steiermark, **Fentsch** bei Marein. **Fresen** (**brezje** Birke, Birkenthal und ähnliches) bei Unger, Schwanberg, **Fresniß** (**breznica**) bei Peckau (**peka** die Felsenwand, **peča** der Felsenrücken, daher die vielen **Pečen**, **Pezen**) und Hohenwang, **Gabraun** bei Bärnef, **Gabriach** (**v gabriah** [Local] Weißbuchegegend) bei Gosting (**gostnik** Dickicht, bei Gills **gosnik**), **Gatschen** (**gače** Gruben) bei Trdning, **Glassenez** (**glasenice** Schallthal) bei Murau, **Glockbofengraben** (**globoki** Tiefengraben) bei Hohenwang und **Stübing** (**stubnik** säulenartige Felsenwand),

Gabernitz (*gabernica* der an der Weißbuche ent-
 springende oder von Weißbuchen umgebene Bach)
 $\frac{1}{4}$ Stunde von Knittelfeld. Gollitschbach (*golič* am
 fahlen Gebirg entspringend) bei Basoldsberg. Göriz
 (*gorica* Hügel) bei Lorenzen im Mürzthal, Gößnitz
 (*gosnica* von *gazit* gehen, laufen) bei Lankowitz (*lon-*
kovica Muthal von *loka* die Au), Granitzen (*grana*
 Zweig) bei Obdach, Grasnitz (*grozni* stark, fürchter-
 lich) bei Aflenz und Widen (*videm prospectus*). Gre-
 benzalpe (*greben* Kamm, Hahnkamm) bei St. Lam-
 brecht. Gadernitz (*jaderni* hell, *serenus, a, um*)
 bei Gibiswald (Gibiswald slovenisch *Ilnik* Lehmgegend
 kommt in alten Urkunden als Jlenzswald vor). Jand
 bei Kapfenstein, Jaritzberg (*jaric* Schafbock) bei
 Plankenwart; Jasnitzbach (*jasni* hellfließend) bei
 Mürzhofen; Jasnitzthal bei Allerheiligen im Mürz-
 thale; Jatz (*jale* ausgesprochen *jauc* wüste, öde) bei
 St. Stefan im Rosenthale; Jez (*jez* der Damm) bei
 Lang; Karla (*kar* Leichnam) bei Halbenrain; Kobenz
 (*kob, kebel* das Thal, daher *v keblah* [Loc] in den
 Thälern, Bergen) 1 Stunde von Knittelfeld; Robin
 bei Holleneck; der Röttschbach (*koča* Haus oder
hoče Föhrengegend) bei Maria Zell; Kraubath
 (*Hrovati*; in Urkunden Heinrich I. 954 kommt der Ort
 als *Siz sela vince gentis Urannati*) Post hinter Leoben;
 Rowathen $1\frac{3}{4}$ Stunden von Straden; Runitz
 (*kunica* Marder) Localie bei Nussee. Laasen (*Lazeje*
 Absetzen des Bodens) $1\frac{1}{2}$ Stunden von Straden; La-
 buch (*lapuh* fußlatig (bei Gleisdorf) glis Lehm so wie

ilica Flz Lehmthal, Lehmloch zc.). **Lafnitz** (**Labnica** kleine Ebene, **labit** strömen) Fluß an der ungarischen Grenze, Bach bei Thalberg, und Dorf bei Schäfern. **Lasnitz**, Pfarre bei St. Lambrecht, Gemeinde bei Murau, Fluß im Grazer Kreise, wüste Gegend bei Vorderberg, Bäche bei Lambrecht und Murau, Gegenden bei Basoldsberg und Kestelbach. **Leibnitz** (**lipnica** die Lindenstadt der Slaven); **Leoben** (**lebno** die am Hügel oder Berganhöhe Gelegene); der **Lesigenbach** (**lesica** Fuchsbach) bei Eisenerz; **Leska** (**leska** Haselbach), Gemeinde 1½ Stunde von Weizberg (**vac** ur-slavisch vergl. Waizen in Ungarn); **Liboch** (**lib** Vorgebirg) im Kainachthale (**kanjuh** Sperber, die Slaven nannten häufig die Flüsse nach Vögeln); **Lipsch** bei St. Veit am Bogau; **Lugitsch** (**lug** Wald, **lucus**) Gemeinde bei Poppendorf; **Lusitsch** (**lušič** Abschäler) bei Aufsee; **Lupitschen** bei Leibnitz; **Molitsch** (**molit** Vorderberg, vorragend) Gemeinde bei Waldschach; **Mantscha** (**moča** Feuchenthal) bei Straßgang; **Möschigraben** (**muža** Sumpfgegend) bei St. Peter ober Judenburg; **Oisnič** (**os** Däse) bei Prödnig (**prod** Schotter); **Osterwitz** (**ostri** scharf) an der Schwanbergeralpe; die **Päk** (**paka**, **peka**, so wie **lehko** in **lahko**, Fels); **Perniken** (**pernica** Federbusch, sicherer mythologisch: Ort, Opferstatt des **perun**); die **Pečen** bei Aufsee; **Pischk** (**pišk** Hühnerstall (bei Bruck; **Plawutschberg** bei Graz (eigentlich **pabuč**, **hok**, **hoč** deßhalb **Wotsch**, **Wotsch** heißt die Seite, als **Seitenberg** oder **plavuč** Anschwemmung oder **plauš**

Eisenwerk); Planizen (Alpen) bei Murau; Pleſch (pleš fahl) bei Kapfenſtein, bei Ritzel (kie, kieer Sandſtein) und Rein; Pleſchnitzberg bei Wölz (volica Döſenthal); Plöſch bei Ramsau; Plös (fahl) bei Birkenſtein; Podgier (podgor Unterberger) bei Wieden; windiſch Böllau bei Kornberg; Pöls (polist altſl. planus eben) in Oberſteier und an der Rainach, ſo wie am Tauern; Ponigel (ponikva Schlucht, Einbug, Vertiefung) bei Neuſchloß und Thanhauſen; Poſchnitz (polzi ſchlüpfrig) bei Weißberg; Pötschberg (peč Felſen) bei Maria Zell; Radisch (radiš Luſtbüchel) bei Pappendorf; Raduſch (Luſtbüchel) bei Oberwölz; Reſchgraben (rečica, reka Fluß, torrens) bei Kapfenberg; Rezen (torrens) bei Peckau; Reznei (fluvius Wurzel in reka); Rezhof bei Leibnitz; Röſchitz (rečie Bächlein) bei Auſſee; Rotſchitz (auch Wurzel in rečica) am Wolfenſteinerbach; Rök (reka) bei Freienſtein und Leoben; Schladnitz (sladni Süßwaſſer) bei Göß und St. Michael; der Seizbach (zaje Haſenbach) bei Grnau; Stanizen (stanica, Wohnſtätte eben ſo Stainz verdorben aus Staniz) bei Auſſee und Stainz; Staritſch bei Güziswald; die Starizen (starice Alſtenberg) bei Aſſenz (oblencä Fläche, Ebene); Stermizen (stermi ſteil) bei Gſtatt; Suldoll (suk dol Dürrenthal) bei Waaſen; Tauplitz (toplice Warmbad), Vicariat, See und Bach bei Auſſee; Tilmitſch (Tilm im Sanscutte, das lateiniſche illia) die Linde, alſo ein älterer gleicher Name mit Leibnitz; Trebnitz (trebnica Ausrent) bei

Beckau; Tregist (tergišće, forum, Platz) bei Biber; Tschakathurn (čakovac, Wartthurm) bei Scheifling (Sivelnik); Utschtal (učka, Berg kommt in Istrien und Dalmatien vor) Graben und Bach bei Bruck; Weinigen (vinica in Croatien Weinberg) bei Gösting; Windischdorf $\frac{1}{2}$ Stunde von Seckau, $2\frac{1}{2}$ von Knittelfeld; Wolga (volga russisch) bei Buschelsdorf; Wolgamin bei Rainberg; Wugiz (vugica Goldamsfeld) bei Eibiswald; Wüsch (viš, Höhe an der Höhe) bei Harnegg; Wütschdorf (voč, boč, Anhöhe) bei Waasen; Zebenizalpe (cebe, ein Klotz) am Grundelsee; Zeitrixbach (?) bei Ernan; das Zelzthal (selice Dörflern) seitwärts dem Paltenthale; Ziemizalpe (zimice, Winteralpen) und Bach am Grundelsee; Zirkniz (Kirchthal) bei St. Stefan nächst Stainz, und bei Waldeck; der Zirknizbach (Kirchbach) bei Weinburg; Zlaum (zlom, Bruch oder von slome, Rücken, dachstuhlartiges Gebirge) am Grundelsee; Zlaten (zlati, Golddorf) bei Bärneß; Ztem bei Bürg (stena, Felsenwand); Zmölich und Prösniß bei Kaisersberg (proso, Hirse, prosnice, Hirsenau; v melih untergraben vom Wasser, deshalb unser Melnik) Melling (so wie aus slape, Abfall, Wasserfall, das verdorbene Schlapfen entstanden ist. Selbst Marburg ließe sich aus dem altslavischen Hain der Göttin Mara (Mara-bor) dem Maja oder magna Dea der Slovenen ableiten.

Der Slovener war von schlanker kräftiger Gestalt, dunkler Gesichtsfarbe, röthlichen Haaren, arbeitsam,

gastfrei, gesitteter als der Avar, friedlicher als der Deutsche, stets mißtrauisch gegen alle Fremden. Die Slovenen wurden durch die für sie ungünstige Constellation ihrer Nachbarvölker die Schöpfer der untersteirischen Cultur. Der Avar, Franke und Longobarde schnitten den Slovenen von allen Seiten die Gelegenheit ab, von Raub und Plünderung zu leben; da küßte er wie Brutus die Mutter Erde, und sie blieb nicht undankbar gegen ihren fähigen Sohn. Die uralten Weingebirge des Unterlandes — irriger Weise den Imperatoren zugeschrieben — in der Völkerwanderung verwüstete Denkmäler rationaler Ureinwohner, spendeten dem Fleiße der Slaven die süße Frucht.

Während Preußen nur 625,000 Eimer Wein erzeugt, bringt die steirische Slovenia allein jährlich über eine halbe Million Eimer im Werthe von mehr als zwei Millionen Gulden hervor. Hecken von riesiger Größe sind bei manchen Häusern nicht selten, und manche dürften dem größten Weinstock Europas — jenem, der am Cumberlandshäuschen im Windsorpark 138 Fuß hoch 2354 Trauben für den Tisch der Königin trug, nicht zu viel nachgeben. Die Veranda, jene rebenumzogene Vorlaube, welche die Landhäuschen in Italien so reizend erscheinen läßt, findet sich nicht blos in der deutschen Steiermark, in den Thälern der Rainach, Sulm und Laßnitz, sondern auch im Slovenenlande an der Sottla, Pulskava und Drann.

Ackerbau und Viehzucht gedeihen unter der Hand des Slovenen und die Sage weist sogar das Wieder-

auffinden, wenn nicht gar die erste Bearbeitung der altberühmten Eisenwerke am Erzberge den Slaven zu.

Viele historische Gründe sprechen dafür, daß selbst die Urbewohner des steierischen Unterlandes, die Pannonier dem slavischen Stamme zugehörten, und jenes Nationalgefühl, welches den Slovenen vor zwei Jahrtausenden die stammverwandten Illyrier gegen das Römerjoch zum hartnäckigen Kampfe begeisterte, ist noch immer in unseren Slovenen scharf eingeprägt. Kein Volk achtete in alter Zeit die Freiheit anderer Völker mehr, als das der Slaven — und doch mußte ihr Name, als sie von den deutschen Ordensrittern massenweise gefangen wurden, den verhaßten Begriff bezeichnen — Slaven. Das älteste Slavische hat keinen Ausdruck dafür, denn die Worte: *Nevolja* (Sclaverei) und *Nevolnik* (Sclave) sind viel jüngeren Ursprungs. Der Wende liebt begeistert seine Nationalität, aber noch mehr Großösterreich.

Die gebildetsten und frühesten Slavenstaaten waren zum Theile Republiken, so Kiew, Novgorod, Dubrovnik (Ragusa) zc., zum Theile Cernagora (Montenegro). Unsere slovenischen Zupane sind noch eine sprachliche Erinnerung jener alten Zeit.

Wie einst das Christenthum nur schwere mit Blut erkaufte Fortschritte unter den Wenden machte, so scheint die Reformation desto leichter, aber auch desto weniger dauerhaft auf sie eingewirkt zu haben. Der Landeshauptmann Hans Ungnad Freiherr von Soneck, der 1532 mit seinen Steirern Linz gegen 16,000 Türken entsetzte,

ließ die protestantische Bibel zuerst durch Primus Truber (ehemaligen Domherrn von Laibach), Anton Dalmata und Stephan Consus historicus in das Wendische mit deutschen Lettern, in das Croatische mit glagolitischen und cyrillischen Buchstaben übersetzen, und 25,000 Exemplare zu Urach in Württemberg drucken. Aus der Heimath gewiesen starb er im Jahre 1505 in Tübingen. Jetzt dürften vielen Slovenen die Worte Reformation und Luther wohl so fremd sein, daß wenigstens bei ihnen die Grabschrift des Letzteren: **Martinus Lutherus in terra notus et coelo et inferno** ihre Gültigkeit verlieren müßte. Die Sprachgrenze der steierischen Slovenen läßt sich um so leichter angeben, daß sie nur gegen Norden an die Deutschen, sonst nach allen Richtungen an stammverwandte Slaven sich anschließt. Der Gebirgszug, der vom Stadl auslaufend über den Pefnißberg hin sich gegen die Mur verflächt, macht auch die freilich nicht linienmäßig bestimmbare Sprachgrenze, so daß die Slovenen nördlich den Gebirgen durch die Pfarren Pernitzen, Sobath, Remschnick, Kappel, Leutschach, Spielfeld, Abfall und Radfersburg, Gamlig, (dann längs der Mur) Ehrenhausen von den Deutschen geschieden wurden. Ihre Mundart nähert sich am meisten der illyrischen, serbischen und altslavischen, weniger der russischen, am wenigsten der böhmischen und polnischen. Weiche Zartheit ist ein Vorzug, den das Slovenische nur mit dem Serbischen, diesem Italienisch unter den slavischen Idiomen, theilt. Ursprüngliches Element herrscht am Pacher, karpathisches im Stainz- und Pef-

nizthale, bosnisches am Pettauerfelde. Ihrer Tracht nach kann man die Slovenen unterscheiden in solche, die kurze, fest am Leibe liegende, und in solche, welche lange weite Kleider tragen; die Ersteren sind ihrem Dialecte nach mehr mit den südwestlichen kärntnerischen und krainerischen, die Letzteren mehr mit den südöstlichen croatischen und ungarischen Slaven verwandt, und gehen auch der Kleidung nach gerne in den Anzügen ihrer Nachbarn, die Ersteren, häufig schon ger-manisirt, tragen ein langes enges Beinkleid von blauer Farbe mit Schnüren verziert, eine Weste, einen blauen oder weißen Gehrock (**sukna**) oder einen Halbrock (**suknica**), und wohnen im Seckauer Sprengel unter den Decanaten Marburg, Röttsch, Schleinitz, Mahrenberg, Leutschach, Jahring und St. Leonhard, in einer Anzahl von mehr als 90,000, in der Lavanter Diöcese von 140,000 — also zusammen von 230,000 Seelen.

Die Slovenen mit weiteren Kleidern haben die altslavische Tracht, und zwar entweder lange, weite, weiße Beinkleider und kurze Hemden aus Leinwand in den 17 Pfarren der Decanate Großsonntag und Luttenberg (39,000), oder kurze weiße, weite Kleider und lange Hemden zwischen Radfersburg und Pettau in den Pfarren St. Anton, St. Andrä und St. Wolfgang (4000 Seelen), oder endlich mittellange Beinkleider in den Decanaten Pettau und Sauritsch (8000 Seelen). Bei Allen ist der Tornister, die **torba**, **taška** oder **kešca** ein unerläßlicher Bestandtheil des Anzuges. Für die altslavischen Trachten haben wir nur wenige Denk-

mäler, wichtig darunter sind die Copien nach Initialen alter mährischer Handschriften von Wolfskron zusammengestellt. In Ravencu und im Kloster Manusin fand der serbische Maler Demeter Arinović Spuren der alten Serbentracht, welche sich nach der Schlacht bei Kosova gänzlich verloren zu haben scheint.

Wir finden häufige Spuren der Peša auf alten Steingebilden, selbst die Fata: das feine Schleiertuch, das von der Kobosnik der Ruffinen herabhängt, treffen wir auf Römersteinen in Seckau und Gilli. Vor Allen aber den ganzen Anzug unsrer Sloveninen auf den meisten Steinen. Die Wochenmärkte in Marburg, Pettau, Radkersburg und Gilli geben die beste Uebersicht der Trachten und Dialecte der steierischen Slovenen-Stämme, vor Allen aber die Kirchtage in Dreifaltigkeit, Neustift, St. Lorenzen, Reifnigg, Heiligengeist, Kaveri, Svetina &c. dem Maler die buntesten Gruppen, die leider noch keine Künstlerhand mitgetheilt hat.

Welch eine mannigfaltige Verschiedenheit von dem Anzuge des halbdeutsch gekleideten Goräner bis zur fremdartigen Tracht des Polancer, dem das Hemd mit der darüber befindlichen pelzartigen Goha frei um den Leib flattert, dem Galuzancen im weißen, mit rothen Schnüren nach Art der Präterte verbrämten Tuchrocke oder im Mantel von blauem Loden.

II.

Vor Allem wollen wir in dem Geiste der steierischen Wenden selbst die Grenze seines Landes und die Eintheilung seiner Stämm bemerken.

Letztere theilen sich ein nach den Bergen, Flüssen und Thälern in:

- a) **Bohorci** oder **Bohorzani**, Bewohner des Pachergebirges.
- b) **Gorčani**, die in den windischen Büheln (**Slovenske Gorice**) im Paradiese Steiermarks wohnen.
- c) **Pešničani**, die nach dem Laufe der Pešniß (**Pesnica**).
- d) **Savničari**, oder **Savinčari** an der Stainz (**Savnica** oder **Savenca**).
- e) **Doljanci**, Bewohner der Luttenberger Gegenden.
- f) **Polanci**, von denen es zwei verschiedene Stämme gibt, die **murski polanci** (Feldbauern an der Mur) von der nordöstlichen Seite des Luttenberger Gebirges bis hinauf nach Radfersburg (**Radgoni**) und **Dravski polanci**, welche zwischen den Doljancen und Koloffern an der Donau das große Pettauerfeld (**ptujske polje**) bewohnen.
- g) **Saluzani** oder **Solozani**, welche das südlich von Pettau (**Ptuj**) gelegene Koloffer Gebirge zwischen der Donau und Obercroatien (**Zagorje**) bewohnen.
- h) **Krajnci**, der Communalname der Wenden im einstigen Cillier Kreise.

Bei diesen einzelnen Zweigen des steirischen Wendenvolkes läßt sich in Bezug der Kleidung die Regel aufstellen, die auch auf ihre Sprache anwendbar ist, da die **Gorčani** am meisten germanisirt sind, die **Bohorzani** sich im Nord und West den Kärntnern, im Süden aber, so wie die Sanntthaler häufig den Krainern

nähern, während alle übrigen am meisten Uebereinstimmung mit den Croaten zeigen.

Die steierischen Slaven nennen ihr Land nie Untersteier (**spodni stajer**), sondern immer Kleinsteiermark (**mali stajer**), einst mit der Eintheilung in den Marburger (**marburski**) und Gyllier (**čelški kraj**) Kreis. Sie haben zu Nachbarn im Osten die Slovenen in Ungarn (**Slovensci na Vogerskem**), von welchen sie die Mur (**Mura**) scheidet, gegen Süden die Croaten (**Horvati**) und Krainer (**Krainci**), gegen Norden die Deutschen (**Nemci**), gegen Westen die Kärntner (**Korosci**).

Auffallend ist es, daß alle jene Kleidungsstücke, welche nicht ursprünglich slavisch waren, auch jetzt noch in ihren Benennungen Germanismen bilden: als das Vortuch (**fürtuh**), die Bundschuhe (**punčuche**), Socken (**zoke**), Strümpfe (**Stumfe**), Jacke (**Janker**), Schuhe (**šolnje**), Spenser (**spensar**), Nieder (**midero**).

Beurtheilen wir die Trachten nach den oben angeführten Stämmen.

I. **Savničari** und **murski polanci** haben ein kurzes Hemd (**robaca**), leinene Gattien (**berguse**), eine Weste aus Tuch und Zeug (**proslík**), einen hohen Hut (**klabuk**), als Oberkleid im Winter einen schwarzen Pelz (**kožuh**), oder auch einen **kepenjak gaban**, wie die slovakischen Leinwandträger, oder einen blauen Mantel (**meten, okolor, ptajo**) und Stiefel oder **Čis-men (čresle, čisme)**. Die Tracht der Weiber erinnert an die Slovakinen in Turocer Comitatus. Sie haben einen Kittel (**janjka**), eine Schürze (**prednik**), eine

schleierartige Kopfbedeckung aus Musselin oder Linnen (**peča is peskala ali pečelatna**), an Werktagen ein wollenes, an Festtagen ein seidenes Busentuch (**robec vunatni, rotec svilnati ali židani**), Čismen oder Bundschuhe an den Füßen.

Die Tracht der **Pesničaren** unterscheidet sich von der beschriebenen nur durch das lange Hemd, welches bis zum Knie reicht und **srajna** genannt wird.

Die **Savničari** sind mit dem meisten poetischen Talente ausgerüstet. Sie reden sogar leicht in Reimen. Wenn alte Namen für den historischen Glauben entscheidend sind, so dürften wir im Lande der Savničaren und Murpolancen die meisten Anklänge für den Zusammenhang unserer Slaven mit gewaltigen historischen Erinnerungen, ja vielleicht sogar mit dem großmährischen Reiche finden. Da es erwiesen ist, daß **Privinas Moosburg** im **Szalader Comitate** gewesen, daß dort **Hexilo** gehaust habe *rc.*; so finden wir wenigstens keinen inneren Widerspruch, wenn wir Namenklänge wiedergeben, die fast zu gleichlautend sind, um ein Spiel des Zufalls zu sein, wollen uns aber auch nicht zu historischen apodictischen Meinungen herbeilassen, denen **Krempl** und **Povoden** so viele Ankämpfe verdanken. Die Gemeinden **Radoslavčien**, **Koslavčien** und **Moravčien** mit der Waldgegend **Hecl**, den Familiennamen **Kocil** und dem Dorfe **Lindoves** in der Pfarre **Kleinsonntag** mahnen denn doch unwillkürlich an **Radislav**, das großmährische Reich, an **Kozil** oder **Hexilo** den Sohn **Privinas** und an die **Lindoweskirche**, welche

13:

Quipram, Erzbischof von Salzburg, der von 840—843 so viele Gotteshäuser in Privilina's Reiche weihte, hier vorgefunden haben möchte. Nehmen wir an, daß Koslavéen von Kozil, Fraslau im Santhale, wie man sagt von Bratislav gegründet worden, so hat die Anwesenheit der heiligen Cyrill und Methudius auf unserem Boden mit all ihren Folgen eine doppelte Wichtigkeit. An diese Anwesenheit erinnerte im Lande der Savničaren noch vor Zeiten eine cyrillische Umschrift an der Hohlkehle des Kirchturms zu St. Georgen an der Stainz. An gewaltige Kämpfe der Slovenen in jener Zeit mahnen die zahllosen **Gomilen** (Todtenhügeln) in den Windischbüheln, um Mureč und Kötšch, die Sagen um Raswein (**Razboje** Schlacht- oder Ballstätte).

Die Gorčani tragen Hosen (**hlace**) aus Schaf- oder Hirschleder, blaue Strümpfe, ein kurzes Oberkleid (**jopic ali jankar**) von feinem Tuche oder Manchester, Schuhe oder Stiefel (**skornje**), an Werktagen aber blaue Pantalon (**bergeso**) und einen weißen Pelz (**kožuh**), die Weiber haben Bundschuhe und das blendend weiße, meist gestickte Kopftuch, entweder ober dem Kopfe am Scheitel oder am Busen zusammengebunden. Als Oberrock einen Spenser, häufig von Seide oder Schafwolle, und bei den Gorčaninen das lange, bei den Savničarinen und Pešnizerinen das kurze, kaum über den Busen reichende Hemd. Mädchen unter fünfzehn Jahren tragen das Haupthaar in zwei, alle übrigen in einen Zopf geflochten. Die **Dravški poljanci spodni** (Unterdraufelder) und ein Theil der Galuzanéen tragen, so

wie die Zagorjaner (Obercroaten) Hemd und Gattien gefranst.

Die Tracht der Bohorjanczen ist die häßlichste, und erinnert an die Sträflinge in den Zuchthäusern, doch ist sie für die Gebirgsbewohner, besonders für Holzknechte und Köhler, sehr zweckmäßig. Sie haben lange Pantalons (**hlače**) aus grauem Loden, meist wie bei den Obersteirern auf der Seite hinab mit Knöpfen versehen, ein eben so kurzes Oberkleid (**jopič**), Stiefeln (**skornje**), **torba** von Fuchs-, gewöhnlicher vom Dachsfell, manchmal eine Mütze von Bilsch. Die Weiber auf der Südseite des Bachers, wo die Männer gewöhnlich braun gekleidet sind, haben die gewöhnliche Tracht, die im Gailthier Kreise bei dem weiblichen Geschlechte vorherrscht, das heißt die große, einem des Kammes beraubten Helm ähnliche Haube, die aussieht, als wäre ein rundes, faltiges Barret nach einem Winkel von 36 Graden verschoben worden, die Grundlage besteht aus feiner gesteifter Leinwand, an sie schließt sich gewöhnlich ein breiter Streifen von Goldbrocat und manchmal noch Spitzen. Eine solche Haube von kolossalem Umfange, an den hohen Kopspuß der Russinen erinnernd, heißt **Oba**, über sie wird noch die **Peča** getragen, aber nicht in dem eleganten malerischen Faltenwurfe der Gorčanerinnen, Kittel und Vortuch sind schwarz, und meist eben so das Nieder.

Die Tracht der Feldbauern (Polanczen) mahnt hie und da beinahe an den Anzug der Fellahs in Egypten, bei denen auch **Libas** (Beinkleid), **kamys**

(Hemd), **Aba** (Mantel) und bei den Weibern der **Borgo** (das Kopfstuch) in ähnlicher Form erscheinen. Die **Oba** oder der hohe Kopfschmuck aber mußte schon (ein wichtiger Fingerzeig) in der frühesten Zeit in Untersteiermark heimisch gewesen sein, denn wir treffen ihn bei allen Pannoniern, die Boissard nach römischen Denkmälern zeichnete.

Wie in der deutschen Steiermark der Hut den Oberthaler vom Unterthaler (am östlichen Fuße der Schwanberger Alpen) unterscheiden läßt, so ist der Doljanc durch den hochgipfigen, der Slovene um Radfersburg durch den Hut mit niederem Gupse und breiter Krämpe kennbar.

Die Torba ist schon deshalb nothwendig, weil die Kleider der Slovenen in der Regel keine Säcke haben.

Die Leinwandkleider bei dem raschen Temperaturwechsel sind Ursachen der vielen Ruhrepidemien, die besonders zur Obstzeit unter den Kindern verheerend auftreten.

Um so manche Gebräuche unserer steierischen Slovenen zu verstehen und zu würdigen, dürfen wir bei selben nothwendiger Weise nicht die stammverwandten Slaven im Westen und Osten — am wenigsten die letzteren aus den Augen verlieren, und müssen daher nochmals bei den frühesten Erscheinungen der Slaven, dieser uralte europäischen Familie, verweilen.

Auf die Frage, wann kamen die Slaven nach Europa? läßt sich nur antworten, daß sie ganz gewiß gleichzeitig mit den Griechen, Celten und Deutschen,

also 600 Jahre vor Christo, hier erschienen. Wären sie erst nach Herodot hier aufgetreten, so hätten die Geschichtschreiber einer solchen Völkerwanderung erwähnt; eben so gewissenhaft, als sie der dreimaligen großen Züge der Gallier (Kelten) von Westen gegen Osten erwähnen. Noch zeigen zahllose Worte, wie nahe vor 2000 Jahren die slavische, gothische und griechische Sprache verbündet waren. Die römische Benennung **Vindobona** (vom keltischen **Bon** Stadt, daher noch Bonstätten, **Bon** 2c. und **Vinden**) Wendenstadt ist daher keine zufällige. Der Name **Slave** erscheint von Herodot bis Attila noch gar nicht, wohl aber der der **Anten**; von dort bis in das 7. Jahrhundert finden wir eine große Mannigfaltigkeit von Namen dieses Volkes, Jornandes aber kennt bereits die Wenden, Prokop (im 7. Jahrhundert) die Serben. Die Roxolanen des Ptolomäus sind ganz gewiß Slaven, die Prutinger'sche Karte versetzt im 2. und 3. Jahrhundert die **Benedi** an die Karpathen. So wenig man das Wort **Teutsche** von einem **Teut** als Stammvater der Germanen ableitet (**Teutsche** — **Gothe** — **gens** sind wohl genetisch), eben so unrichtig hält man die Bezeichnung **Slaven** für uralt, wohl aber **Srb** Volk, eben so wie der Ausdruck **Gothe**. Daß bei den Genetern an der Mündung des **Timao** dem **Diomedes** von den ältesten Einwohnern **Pferde** geopfert wurden, deutet uns eben hin, daß diese ältesten Einwohner rechte Wenden waren, die durch das **Opyfer** weißer **Pferde** ihren Gott **Svantevit** verehrten, wie sie dem **Rade-gast** (**Vischnu Černibog**) **Rappen** zum **Opyfer** brachten.

Im J. 560 erlagen bereits einzelne Slavenstämme den Einfällen der Awaren von der Wolga her, während die riesigen Anten noch immer unbezwungen die Leibwache der Kaiser von Byzanz bildeten.

Die Karantaner Slaven wurden erst in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts von den Awaren in die jetzigen Wohnsitze verdrängt oder als Grenzer gegen die Franken und Longobarden angesiedelt. Von 601—611 siedelten die Awaren-Chane noch einzelne Stämme nach, die sie von jenseits der Donau herüber verpflanzten. Außer den Arabern, wie Schlöger bemerkt, hat sich kein Volk so weit ausgebreitet, als die Slaven, deren bereits Jornandes 552, Procopius 562, Menander 594, Abt Johann von Biflar 620 ausdrücklich erwähnen.

Virgil und Arno, Erzbischöfe von Salzburg, brachten ihnen das Christenthum und die römische Liturgie. Den Markgrafen waren die kleinen wendischen Fürsten mit scheinbarer Selbstständigkeit unterworfen, Kärnten (Karantanien) blieb noch immer der Name vom alten keltischen Worte **karn** (Felsen) und **tan** das Land, **karn** und **gora** (Höhe) liegen sich nahe als Korojs und Görz. Krain, seit 974 vorkommend, leitet man entweder von **Carnia** oder richtiger von **krajna** (Grenzland) her.

Die Anzahl aller einzelnen historisch bekannt gewordenen slavischen Stämme beträgt über 150. Seltsam ist es, daß, wenn Juden über die griechischgläubigen Slaven schreiben, sie selbe immer **Jewaxin** (das ist Griechen), den Czar aber nie Czar der Russen, sondern König (der Griechen) nennen.

An der Adria, also im heutigen Illyrien, wohnten nach den Zeugnissen der ältesten slavischen Historiker des Dolmil, Nestor, Radluvel und Boguhwal Slaven, die erst 350 vor Christi durch die Herunterwanderungen der Gallier weiter gegen Osten und Norden geschoben wurden. Das Innere des Landes war den Römern und Griechen fremd, daher sie von den Städten der Slaven sehr wenig wissen. Grabhügel, Erdwälle 2c. zeigen auf große und gedrängte Ansiedlungen, doch begann die slavische Archäologie erst mit Höppen, Grojev, Koharski 2c.

Als friedliches Acker Volk, das die Waffen nur zur Bertheidigung führte, mußten die Slaven den Griechen und Römern fremder bleiben, als andere Völker. Adel und Knechtschaft lernten sie erst von Kelten, Germanen und Römern kennen, Ackerbau, Viehzucht und Bienenpflege, Jagd und Handel waren die Hauptbeschäftigungen. Zahllos sind auf antiken Rainen — in den romanisirten Namen selbst die Anspielungen auf Bienenzucht — Namen mit Ul (Bienenkorb) — **Medulla** (Honig) 2c., wie sie noch jetzt bestehen. Mit der Ausbreitung des Christenthumes rücken die Slaven in das volle Licht der europäischen Geschichte.

Die Zertrümmerung des hunischen und römischen Reiches machte die Germanen und Slaven zu den wichtigsten Völkern. Die Einen trieb die Eroberungssucht, die Andern ihre Rückwirkung aus den alten Wohnsitzen. So zogen die Slaven vom 4. Jahrhunderte vor bis zum 2. nach Christo, durch die von West gegen Osten

stürmenden Kelten verdrängt, aus den Urstgen an der Donau nach Norden in die Ebenen von Mittelrußland, und als der Zug der Germanen gegen Süden und Westen ging, vom 3. bis zum 7. Jahrhundert wieder zurück in die leer gewordenen Gegenden.

Als sie gewaltig sich verbanden unter Samo, Svato-
topluk und Rurik, erhielten sie zuerst hohe Bedeutung. Im 5. Jahrhunderte finden wir sie am Pontus wie an der Ostsee, an der Saale wie in Mösien, im 8. in ganz Griechenland, von 529—595 von der Donau durch ganz Innerösterreich bis Tirol und Friaul verbreitet. Der Name Slave leitet sich her von **Slava** Ruhm, oder **slovo** das Wort, vom Zeitworte **slovimi—itti** (berühmt werden) und Slovenen hießen bis zum 12. Jahrhunderte die Russen am Ilmensee; bis zum 10. die Bewohner von Mösien, jetzt erhielt sich der Name nunmehr bei den Slovaken und unseren Slovenzen.

Bei den Dalmaten und Istriern vertilgte der italienische, bei den Serben der türkische Einfluß viel Nationales. Die Zerrissenheit trat eben so ein zwischen dem katholischen und griechischen Christenthume, und die Reformation schwand schneller als sie kam, nur der Koran gewann bei den Serben und Bosniern dauernden Einfluß.

Einwanderungen, Vermischung und Trennung der kleineren Stämme traten bis in die neueste Zeit nirgends augenscheinlicher hervor und dauern zum Theile nirgends mehr fort, als eben bei den steierischen Slovenen. Mitten in dieser unstätten Fluthung halten sich

wie Inseln einer Urwelt die alten Gebräuche, denen erst nach und nach — wahrlich nicht überall mit der Wirkung zum Guten — das nivellirende Meer der Neuzeit immer mehr Boden abnimmt. Wir werden im Verlaufe dieser Skizze die Eigenthümlichkeiten unserer Slovenen in Bezug auf Wohnung, Nahrung, Sprache, Musik zc. einer genauen Schilderung unterziehen und senden hier nur das noch voraus, was eben sporadisch bei den einzelnen Gruppen derselben vereinzelt vorkömmt.

Die Tracht der Männer im früheren Gailier Kreise, mit Ausnahme der Gegenden an der Sottla und Save, wo der croatische Anzug herrscht, ist durchaus krainisch.

Allerliebste sehen am westlichen Bacheru um Reiznigg, Saldenhofen zc. die schwarzen Häubchen mit dem goldbrokatenen kleinen Gupfe, und den langen dunklen Bändern, die über den Rücken flattern, als Kopfbedeckung der Mädchen aus. Große Wohlhabenheit herrscht in den Windischbüheln, die Häuser sind mitunter stattlich gebaut und geschmackvoll eingerichtet, der weibliche Schlag ist vorherrschend schön, der Buchs schlank, die Züge fast griechisch-edel, Haare und Augen von sanftem Kastanienbraun, der Teint etwas blaß. Die schönsten Männer, gewandte, schlanke, bewegliche und doch kräftige Gestalten, vorzugsweise die Zierden des untersteierischen Regimentses Kinsky sieht man unter den *murski polanci*, *Savničaren* und *Doljancen*.

Während der *Bohorjance* wie jeder Gebirgsbewohner nur mit Widerwillen sich, besonders früher, dem Kriegszustande widmete, und lange Zeit brauchte, bis er

abgerichtet war, auch wo möglich sich gerne entfernte, nimmt der junge Bursche der untern Gegenden leicht Abschied von der Heimat und ist meist in wenig Wochen schon ein recht brauchbarer, munterer und williger Soldat.

Unsere Doljancen haben gewiß immer den schärfsten Aufforderungen der Exerziermeister entsprochen. Schade, daß uns Niemand ihre Gewandtheit aufbewahrt hat, von der ersten Zeit an, als im 17. Jahrhunderte das Trillen (Exerzieren) erfunden war und zur Blüthe des preussischen Commandos 143 Tempo für den gewöhnlichen Musketier umfaßte.

Die Schulbildung steht durch das frühe Berwenden der Kinder zur Arbeit, besonders um Luttenberg zurück, so daß ein liebloser Kritiker die Bewohner dieser gesegneten Hügel „die wendischen Neger“ nannte. Eben so ist auch dort der weibliche Schlag hinter jenen der Männer durch die schwere Arbeit weit zurück.

Ist der Bohorjance der natürliche etwas häotische Melpler, der Doljance der geborne Soldat, der Gorjane der feine sogar fast sibirische Magnat unter den Slovenen, so kann man den Galuzancen in seinem Leichtsinne, seiner Bonhomie, seiner unverwüßbaren Laune den steierischen Gascogner nennen.

Der Kollosser ist wie der Engländer nie glücklicher, als wenn es ihm schlecht geht, der Luttenberger Weinfuhrmann wie der Schotte nirgends so sehr zu Hause als in der Fremde, der Doljance wie der Irländer nie ruhiger als im Kriege.

13.
17.
89.

A Rubin

In der Kolles ist jeder Hügel eine Weihstätte des Gesanges, jedes Haus ein frugales Eldorado der Gastfreundschaft und patriarchalischer Sitte, und gibt es ein Ländchen der Erde, das den practischen Beweis liefert, daß Armuth und Frohsinn recht gut Zwillinge sein können, so sind es diese Hügel, von denen die heimischen Besitzer Arbeit und kargen Genuß, die Fremden bisher den Gewinn zogen.

Die Sprache der Galuzancen, welche zwischen zwei und eine Quinte entfernten Tönen herumspringt, klingt dem Fremden gar sonderbar.

Die Deutschen in Steiermark scheinen im Mittelalter viel mehr an Worten und Tracht von den Wendinnen genommen zu haben, als in der späteren Zeit.

Wir finden bei Ulrich v. Lichtenstein ausdrücklich erwähnt eine kostbare Sukna (Leibrock), mit welcher angethan er vor seine Herrin durfte.

Wir finden, daß ihm bei seiner Fahrt als Königin Venus im Mai 1288 in Kindberg Otto v. Buchau in der Tracht eines wendischen Weibes entgegen kam, um eine Lanze zu brechen. In neuester Zeit sehen wir nur, daß die herrliche Peča, noch mehr aber der croatische Sommerhut (Helgoland) aus Papier und blendend weißer Leinwand bei den deutschen Schönen Gnade finden, während der für einen gedrungenen Wuchs und volle Backen köstliche Sulmerhut sich stark bei unseren schwächtigen, zart gefärbten Wendinnen verbreitet.

Die Slovenen nahmen zum Schaden ihrer Sprachreinheit viele Worte ihrer deutschen Nachbarn in ihr

Idiom auf, bei den deutschen Steirern finden wir nur wenig aus dem Slovenischen als: **Pomale** (fein langsam). Das abgeschmackte Schimpfwort: **Tam doli** von Luttenberg! weil gewöhnlich die slovenischen Weinfuhrleute aus Luttenberg, wenn man sie in Graz fragte, woher sie seien, mit **tam doli** zc. (da unten her von Luttenberg) antworteten — das besonders um Graz beliebte **Curimuri** (eigentlich schwarzer Grill), vom altslavischen **Mur** — schwarz, daher noch so viele Eigennamen **Muršec, Murko** zc. — das **Ris** (ein Kreis zur Beschwörung des Teufels), scheint von dem deutschen Umriß zu den Slovenen gekommen zu sein, so wie die oberen Sannthaler behaupten, daß die Deutschen den Kropf erfunden hätten. So groß die Mannigfaltigkeit der Form in Tracht und Wohnung bei unsern steirischen Slovenen ist, so zeigen sie doch selbst in dieser wie in jeder andern Hinsicht eine auffallende Uebereinstimmung mit den übrigen slavischen Völkern, am meisten, natürlich mit ihren östlichen und südlichen Nachbarn, aber mitunter fast noch mehr mit den fernen Russen.

Wenn auch in Steiermark nirgends die beliebten Bastische der Letzteren (**Laptli**), wie sie wohl die Sorulen, Slovaken, Grenzer zc. tragen, im Gebrauche sind, so mahnt doch die **Oba** der Weiber an Stoff und Form an den nationalen Kopfpuz der russischen Frauen, an den **Kokosnik**, bei welchen auch rother Stoff und Goldbrokat wichtige Bestandtheile sind. Das weiße Kopftuch aber, der zierlichste weibliche Puz außer dem

113:
17.3.9

venetianischen *Zendal* und der spanischen *Mantilla* ist unsern *Bendinen* und allen *Slavinen* gemein. Die weiten *Gattien* unserer *Benden* erklärt der große vaterländische Reisende, *Sigmund Graf Herberstein*, der *Odyssens Innerösterreichs*, der seine *Völkeraufschauung* nur der Kenntniß seiner *Landessprache*, dem *Krainischen*, verdankte, zwar bei den *Russen* für eine *barbarische Modeneuerung*, aber das *Messer an langen Silber- oder Goldkettchen des Gürtels der Frauen* findet sich zu seiner Zeit bei den *Russinern* gerade so im *Gebrauche*, wie noch jetzt bei unseren *Sloveninen*. *Silber und Gold* haben bei uns freilich dem *Stahl und Messing* Platz gemacht, aber der *Metallgürtel* unserer *Sloveninen* zeigt sich besonders in den *Luttenberger und Kolosser Gegenden* in unverändert alter Form.

Die leichte *Leinentracht* unserer *Slovenen*, gemischt mit den schweren *Mänteln und Pelzen*, erinnert an die frühere *Nacktheit* des Volkes und den späteren *byzantinischen Luxus* desselben zugleich. Wenn wir uns wundern, wenn *Tacitus* erzählt, daß die *baltischen Sarmaten* beinahe ganz nackt gingen, wenn wir noch im 6. Jahrhunderte die *slavischen Krieger* an der untern *Donau* kaum mit einem *Thierselle* über den *Unterleib* treffen, so dürfen wir auch nicht übersehen, was *Herberstein* und andere Reisende vom außerordentlichen *Kleiderluxus*, der bereits im 10. Jahrhunderte bei allen *Dfislaven* herrschte, berichten.

Neußern sich ja einzelne *Schriftsteller* des *Alterthums* auch ganz anders über *Tracht* zc. einzelner *Slav*

venstämme. So wissen wir, daß die irrig sogenann-
ten Sarmaten Leib- und Roßrüstung aus polirten
Pferdehufen, die durch Sehnen aneinander geheftet
waren, getragen haben. Sie scheinen diese Sitte von
den Quaden, die ganz hölzerne Panzer trugen, ent-
lehnt zu haben.

Von den Polancen des oberen Pettauers Feldes
dürften wohl jene von Kranichsfeld, Schleinitz zc., kurz
die am östlichsten Fuße des Böhmen in ethnographi-
scher Beziehung am merkwürdigsten sein. Sie sind in
der Pfarre Schleinitz, abstammend von Croaten, Bos-
niern und andern Uskoken, die sich im 15. Jahrhun-
derte von den Türken hierher flüchteten. Die Dörfer
Dubovca (von dub Eiche), Skoken zc. erinnern noch an
ihre ferne Heimat, Körperbau, Hang zu sinnlicher Lust
und die Familiennamen Begh, Passic, Soliman, Kara
zc. — an ihre Abstammung. Ihre Dörfer mit dem gro-
ßen schmutzigen Wassertumpfe in der Mitte, sind fast
so, wie sie selbst bei der ersten Niederlassung erbaut
haben mochten. Man räumte ihnen damals große
Freiheiten ein, daher sie noch jetzt Freihäusler ge-
nannt werden. Noch findet man überall die Grund-
festen ehemals wohl bewehrter kleiner Schlösser, so zu
Podowa, Russendorf zc. orehovi, —

Die Umgebung von Schleinitz bewahrt viele alt-
slavische Erinnerungen, so mahnt die Gemeinde Billen-
berg (Villana) an die Bilen oder Elfen, das freund-
liche Weingebirge Radisehl (Lustbühel) an den Gott der
frohen Gastfreundschaft Radegast. Der Ausgang so

viele Namen auf a ut bei den Polancen verräth noch die schaurige Zeit der hunivarischen Tyrannei, oder an den indischen Ursprung.

Bei den Krainci im Sanuthale geschah vielleicht am meisten für das Schulwesen, besonders durch die Geistlichkeit; und die Nachwelt wird noch die Namen der Priester Prifor und Juf (1811—1818) in Gomilsko; Hasnigg im Tabor (1846—1849), die hier ganz neue vielbesuchte Schulen gründeten, mit Segen nennen.

Nach den Savničaren und Haluzancen ist der Sanuthaler der Gesangslustigste von allen Slovenen; Bursche wie Mädchen, von denen jedes über 100 geistliche und weltliche Lieder auswendig weiß, sind etwas ganz gewöhnliches. In keiner Gegend wurden die slovenischen Ortsnamen aber so verändert, als im Sanuthale. So mußte Saneck ganz deutsch klingen, ob schon die Sann eine Stunde entfernt, bei dem alten Saneck, keine Spur von einer Ecke bildet, wohl aber der alte Name Sovnik (Sunik, Aufenthalt der Spechte) noch jetzt bezeichnend ist. Grajs (von Griči, Hügel) galt für deutsche Benennung. Franz vergaß man von Vran (der Rabe) oder vrana (die Krähe), deren es noch genug in der Gegend gibt, herzuleiten; Straußeneck von Straže (die Warte), den Görzhof von Gorica und Pragerwald von prag na volska (die Schwelle am Flüsschen Volska) zc. oder richtiger Pregvolški grad; nur Burgdorf in der Localie Gomilsko entspricht seiner slovenischen Benennung grajska ves.

An die blutigen Kämpfe mit den Türken erinnern noch im Slovenenlande und besonders überall im Sann-
gaue unzählige Benennungen, die mit **turje** und **turki**
zusammengesetzt sind, so **turja ves**, und **turja giava**
bei Misling zc. oder Turjabach in Luttenberg, der Tür-
fenberg in der Rolles. 13:

Mehr noch aber die vielen ehemals wohl befestig-
ten Kirchen, die ihre Namen noch bis jetzt beibehalten
haben — die Tabors. Manche darunter waren von
bedeutender Festigkeit, so Fraslau, Straußeneck (aus
dem Wachtthurme in Strasnek entstand erst später die
Matthäi-Kirche), vor Allen aber Gomilsko und St.
Georgen in Tabor.

Die Befestigungen von Untertabor oder Georgen
wurden erst 1818 abgetragen, noch gewaltiger waren
jene von Obertabor auf schroffen Felsen ober dem
Schlosse Burgstall, dort, wo jetzt das Kirchlein St.
Hieronymus steht.

Sehr häufig ist der Schreibname Turk auch um
Gomilsko Burgdorf am Konjsnica-Bache; am letzten
Rande der Steiermark gegen Krain, wo, wie es heißt,
die Türken dem Beistande des heil. Christoph erlagen,
und mit dem Ausrufe: **Odlazimo onde je jaki svetoc!** 13:
die Flucht ergriffen. Hügel, in welchen man keine An-
tikalien fand, nennt der Slovene hier Türkenhügel,
darunter irrig auch manche, von denen die Sage er-
zählt, daß sie Leichen berühmter Generäle decken, auf
welche jeder Krieger eine Pikethaube voll Erde schüt-
tete; also urslavische oder römische oder germanische Hü-

nenbetten, so der große Hügel bei Gomilski an der Triesterstraße nächst Franz, auf dem sich einst das Hochgericht befand, unter welchem die Umwohner bald einen **turski**, bald einen **rimski** General begraben sein lassen.

An die doppelte Einwanderung von Ungarn im 10. und wieder zur Krutzenzeit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erinnern die **Valpen** um Radkersburg, für welche in der Stadt eigene Verordnungen bestanden, aus denen sie auf einige Wohlhabenheit dieser **Valpen** (noch häufig als **Vaupo**, **Vaupotič** in jener Gegend, so wie die aus dem Magyarischen stammenden **Ferencz** zc.) mahnen.

Die Bohorjancen bilden mit den Lutomirskén und Haluzancen vielleicht allein noch die Reste ursprünglich in Steiermark ansässiger Slaven.

In ihrem Idiome finden sich Worte, die wir nur bei den Horulen in den Karpathen wieder treffen, z. B. **Borl**, ein vorstehender Fels (daher sie auch das Schloß Ankenstein **Borel** heißen), **Bik**, Berggrücken, **Jeglo Brein** (statt **Kaša**).

Der Ausgang so vieler Eigennamen auf **Mom** (**Momak** starker Mann, Held) und hundert andere Analogien zeigen die alte Verbindung unserer Bohorjancen mit anderen slavischen Urstämmen.

Die romanisirten Namen mit **Muša** (von **moš** nämlich kraftvoll **Virago**). Die vielen Eigennamen **Wesfal** und **Wistal** bedeuten einen Abkömmling aus einem Lande, wo man die **Bise** (das Hemd über die Hosen trägt), also einen Doljancen, Schon in Dalmatins Bibelüber-

setzung kommen die Doljancen als **lingua bisiaka utentes** vor.

Die zahlreichsten Anklänge haben wir an römische Namen auf Denkmälern durch noch vorhandene wendische Familien, deren Auslegung aber bei Muzar irriger Weise nur Abkömmlinge aus Latium trifft, so die **Cupitius** (unsere **Kupič, Kopic** 2c). **Repolustus** (von Rübenschäler), **Cappus** (von Sauerkraut), **Flacus, Vera, Verra** (an den **Ver** aber mahnend), daher wahrscheinlich **Virunum** bei Bößfermarkt.

Wir machen aufmerksam auf die scharfsinnigen Forschungen, welche in diesem Zweige der Archäologie in neuester Zeit (Februar 1853) Terstenjak anstellte, der über ein halb hundert Römersteine für slavische Familien auf unserem Boden vindicirt, so die **Duronius** (bei denen noch die wörtliche Uebersetzung **Martialis** steht), die **Candolinus** (von **Kandel kubin, Bindhund**), die **Bolivius** (**bol, bos**, daher die vielen **Bouvier** in Innerösterreich 2c.), eben so die Namen **Wieden, Videm** 2c. her. Auffallend bleibt es immerhin, daß die Römer ihre leichtesten Flußschiffe **Naves Iusoria** nannten — während noch jetzt die Bohorjancen ihre leichtesten **Caiken** — noch **Lusor** nennen. Vor allen wichtig und scharfsinnig scheinen uns Terstenjaks Forschungen über die mythischen Figuren auf Römersteinen, in denen er treu und klar nur auf steirischem Boden den Cultus der Hindu, so in Seckau **Brama** aus der Lotosblume geboren, die Fisch- und Löwenavataren die Borliebe für die Lotosblume bei den Latovikern um **Videm** 2c.

herausfand. Finden doch wir Deutsche selbst das Urbild aller Undinen=Sagen, der Melusinenmythe zc. im Indischen, namentlich in der schönen Mythe von Ganga der Gattin des Fürsten Protip in der indischen Dichtung: „Fischmas Geburt“ zc. Selbst die philologischen Vermuthungen Terstenjaks so über die Phrygier — von **Brigi** — **Breg** Bergbewohner, ihrer Cultur der **Kybele** mit der Vorliebe für die Zucht der Stuten (**kubile**), der Gleichklang von Amazonen mit **Samešone** — lauter Weiber, vom altdutschen **Meregarto** mit dem altslavischen und sanscrittischen **Mer** — Weltall, das Vorhandensein einstiger Haustempel in Orten, die mit **Tein** — **Tinsko** zc. zusammengesetzt sind, zeigen sich wenigstens als sehr scharfsinnig.

III.

Finden sich irgendwo Erinnerungen an den Helden **Radislav**, der im Freiheitskampfe gegen die Franken gefangen und geblendet im Kloster endete, oder an seinen noch größeren Neffen **Svatopluk**, der sein groß-mährisches Reich von der Elbe bis zur Save, der Theiß bis zu den Quellen der Drau beherrschte, so dürften sich solche Spuren bei den Savniären nachweisen.

Daß die Gegend um Luttenberg und an der ganzen Stainz zum Reiche **Privinas** gehört haben mochte, dafür spricht die Nähe der Moosburg, die urkundlich dahin gehörigen Wässer **Sulla** und **Knesaha** (bei Kanischa), die Schenkungen von **Otto I.** bis Hein-

rich IV. Die Lage der Moosburg im Salzburger und nicht im Aquilejer Sprengel (wohin sie gehört haben müßte, wenn sie jenseits dem rechten Drau-Ufer gewesen wäre), vor Allem aber das Diplom König Stephan I. 1019 und 1024 für das dem Göttweihyer Stifte einverleibte Kloster St. Driani in *Insula Saladiensi* abgesehen, daß die Moosburg vorerst unter dem Namen Blatohrad — was doch auf die Nähe des Plattensees deutet — vorkömmt. Die Umwohner von St. Thomas heißt man häufig Sekulorci, vermuthlich von ihrer Abkunft von einem gleichnamigen Bulgarenstamm, an welchen selbst noch manche Eigennamen hier (**Runc**, **Rucman** 2c.) erinnern. Das Volk nennt noch die Reste einer alten Burg bei Lichtenec in der Kolles. **Gradišin** leitet den Namen Lichtenec selbst von **Leh** dem Stammvater der Polen her, indem er weiter erzählt, daß von einem festen Schloße (**Psarsl**?) bei Krapina drei Helden **Ceh**, **Leh**, **Meh** ausgegangen seien, welche die Stammväter der Böhmen, Polen und Moskaviter wurden.

Doch genug der Erinnerungen, deren Einsflechten zur Erklärung so vieler Erscheinungen der Gegenwart unerläßlich war. Beginnen wir nun mit den Wohnungen unserer Slovenen. Nur in der Lage der Wohnungen zeigen unsere Slovenen von jeher einen ganz anderen Geschmack, als ihre Stammgenossen in Nordost. Der Wende liebt es, sich sein Häuschen auf den Gipfel eines Hügel zu setzen, freie Luft, ferne Rundschau, ein weißes nettes Aussehen ist ein

Vorzug, den er seinem Aufenthalte mit besonderer Vorliebe verschafft.

Und doch dürfte noch an der Sottla in den Gebirgsthälern des Bahor, um Kopreinitz und Wisell, eben so in der Kolles und im Felde Manches an die uraltslavischen Baugebräuche erinnern. Wenn Tacitus erzählt, daß die Wohnungen der baltischen Völker meist an Sümpfen mit geheimen Ausgängen gelegen waren, daß die Hütten aus unbehauenen Stämmen bestanden, mit einer großen Stube, in welcher eine Abtheilung für das Hausvieh, die andere für das Getreide und Futter diente, so dürften mit Ausnahme der Lage noch viele slovenischen Wohnungen in Steiermark so ziemlich in die Schilderung taugen. Nur im Eldorado des Landes, in den üppig reichen Windisch-Büheln finden wir eine große Anzahl von Gebäuden aus Stein und Ziegeln, lange vor dem 10. Jahrhunderte, in welchem Rußland das erste steinerne Gebäude durch die Großfürstin Olga erhielt. Unseren windischen Kirchen dienten schon bei der Einführung des Christenthums die Trümmer römischer Tempel und Kirchen mit ihren gewaltigen, schützenden Thürmen, wie man sie aus der frühesten Zeit bei den Gotteshäusern Saldenhofen, St. Martin, Kunigunde zc. am Pächern sehen kann, als Muster in Materie und Form; während in Rußland bekanntermaßen Bladimir I. die erste Marienkirche noch 991 aus Eichenstämmen baute. Die allerliebsten Häuschen um Reichenburg, **Videm**, Drachenburg aus Holz, die Baumstämme braun oder röthlich, die Fugen weiß

angestrichen mit dem Trottoir aus Thonerde ringsherum, bilden einen seltsamen Gegensatz mit den sorgfältig überschmierten Lehmwänden im Draufelde.

Das Aufbewahren des Getreides in versteckten Gruben, dessen Tacitus erwähnt, finden wir noch bei unseren Bergslovenen. An die einstige Sitte der stammverwandten ukrainischen Kosaken in ganzen unterirdischen Städten in Erdhütten (*semljaki*) zu wohnen, wurden unsere Slovenen in neuester Zeit wieder durch die Erdlöcher und Schlafstellen der Böhmen und Ciren erinnert, die beim Bau der Südbahn verwendet waren. Die Häuser unserer meisten Wenden bestehen, wie jetzt noch bei den Russen, aus einem hölzernen mit Lehm überzogenen Gebäude, in welchem das Küchenzimmer zur Wohnung für die ganze Familie, das zweite Gemach für Gäste dient. Der Fußboden aus gestampftem Lehm, der Ofen weiß getüncht, oder bei den Wohlhabenden aus bunten Kacheln, Zaun und Stallungen aus Flechtwerk (bei den Polancen und Doljancen) außer dem Küchengarten noch ein Gärtchen (*blačka*) bei den Russen nur für Gurken und Melonen; bei uns am Plač und Pesnizerberge häufig; an oder über dem Ofen eine Schlafstelle, sind eben solche Analogien der slovenischen und russischen Bauten, als es die Getreideharsen und Taubenschläge sind. Wer russische Fuhrwerke sehen will, braucht nur in die Kolles zu gehen, je näher an Obercroatien, desto weniger eine Spur von Eisen an den ganz hölzernen Bauernwägen. Die Vorliebe für Reiten und

Fahren, die Liebe für Pferde, — das Sichküssen beim Wein haben unsere Doljancen und Haluzancen ganz mit den Kosaken gemein.

Die Vorliebe der Russen für heiße Bäder und das erst unter Alexander verbotene Zusammenbaden beider Geschlechter ist bei unseren Slovenen noch theilweise gang und gäbe. Man besuche die heißen Bäder zu **Toplica**, Krapina zc. und man wird zahlreiche Familien steierischer Wenden finden, welche, wie die alten Samaxobier, Weib, Kind und Victualien auf dem Wagen mit sich, dort tagelang verweilen, zusammen baden, sich schröpfen lassen und die heftigste Erkältung nach der betäubendsten Erhizung recht zuträglich finden.

Mehr noch als die vielen Tabor's im Wendenlande, dastehend als Denkmäler der gesuchten Sicherheit, in den Tagen der Gefahr, mahnen die uralten Er d h ü g e l von Radkersburg, bei Haus am Pacher zc. an die Kurgani — aufgeworfenen Hügel der Kosaken, die von den Alterthümlern irriger Weise für Begräbnißstätten gehalten wurden, während sie nur als Warten gegen Ueberfälle dienten. Ladet noch jetzt der Russe den Gast auf Brot und Salz ein und nöthigt ihn fleißig zuzugreifen, so wird auch der ärmste Wende den Fremden mit Brot und Wein erquicken, und man erinnert sich dabei unwillkürlich an Helmodius, der die Slovenen das gastfreieste Volk auf der Welt nennt — wenn auch manche Sitte der Gastlichkeit sich nie bei unseren Wenden in so antiker Form fand, als z. B. noch in der Militärgrenze der Gebrauch, daß

dem Fremdlinge nicht bloß das reinste Bett im Hause überlassen wird, sondern ihm auch das schönste Mädchen aus der Familie die Füße wäscht. Dafür erhielten sich andere Gebräuche auch bei keinem Slavenstamm so stettig aus der Urzeit, als bei den Slovenen, so der Glaube, daß 9 eine verhängnißvolle Zahl sei (die 13 der Deutschen), auf welchen selbst die Punkte an der von Dr. Robitsch bekannt gemachten, bei Judenburg 1851 gefundenen slavischen Antiken hinweist, das Klezenbrot zu Weihnachten als Erinnerung an den Bošie den kleinen Gott der Früchte zc.

Das sich bekreuzen vor den Heiligenbildern, die Sprüche: **Zdravje, Bog pomagi, srečno**, sind dem Russen und dem Wenden eben so gemeinschaftlich, als das Kreuzzeichen beim Läuten und Gähnen, die verschiedene Bedeutung des Niesens zc. Nur in Einem unterscheidet sich unser Slovone wesentlich von den Ostslaven in der Behandlung des Weibes. Ist er auch nicht so ritterlich galant gegen seine Hausfrau, als es der deutsche Junker zur Zeit der Kreuzzüge gegen seine Herrin gewesen, so hat er auf der anderen Seite doch auch keinen Begriff für die dem Tataren entlehnte Unsitte, daß die wahre Liebe erst mit dem öftern Durchprügeln sich einstelle, und nur eine oft von ihrem zärtlichen Gatten geschlagene Frau vollkommen den Graupenbrei (**Kaša**) und die Krautsuppe (**Se**) zu bereiten verstehen. Auf das Brotbacken der Hausfrau sieht aber der Wende streng, bei ihm gehört es zur weiblichen Pflicht und Auszeichnung. An die heimische Geschicklichkeit in der Berei-

tung des allbeliebten Methes erinnern nur mehr die Polstrauer, bei den Russen finden wir ihn durch die unglaubliche Menge wilder Bienen schon im 9. Jahrhundert gang und gäbe. Die bei den Russen im 11. Jahrhundert allgemein im Gebrauche stehenden Handmühlen treffen wir in der ganzen Kolles, da ist kein Haus ohne die eigene Handmühle. Das strenge Halten der Fasten haben unsere Wenden nur hier und da mit den Russen gemein, die Verehrung der Russen für fette Personen aber erstreckt sich bei uns mehr auf die Vorliebe für fettes Geflügel, das vielleicht Niemand so gut zu züchten, so zierlich und geschmackvoll zu bereiten versteht, als unsere Wendinnen.

Der Feinschmecker vergesse überhaupt nicht, welche kulinarischen Genüsse er den österreichischen Slaven verdankt, als da sind die böhmischen Fasanen, die hanakischen Gänse, die untersteirischen Kapauern, die Purans (Indian) der Windischbüheln, die Krebse aus der Drau und Kulpa, die Saftwürste vom Sottlathale, die feurigen Weine vom Bacher und die Pfirsiche von Marburg.

Bei den alten Russen durfte das Geflügel nur von Männern abgestochen werden, sonst galt es für unrein. Zu den traurigen Parallelen gehört der auch in unserem Wendenlande sich völlig russisch verbreitende Genuß des Völker entnervenden Branntweins, freilich nicht in dem Maßstabe, als er bei den weinlosen Nordslaven genossen wird. In Rußland ist diese unselige Erfindung der Araber des 13. Jahrhunderts schon seit

fast einem halben Jahrtausend im Gebrauche, bald nachdem selbe Raimund Kollus 1290 aus Mahorka unter dem zweckwidrigen Namen *aqua vitae* nach dem Norden gebracht. Die Genueser haben das traurige Verdienst, dieses von ihrem Lebensbalsam genannte Gift, dessen Bereitung zuerst Arnold de Villana lehrte, den Slaven mitgetheilt zu haben. Vergebens beschränkte Czar Ivan III seine Erzeugung, Boris Gudenou mußte schon der herrschenden Sitte nachgeben, die jährlich 240 Millionen Banco-Rubeln in Rußland verschlingt.

Bei unseren Wenden war lange Zeit nur der aus Zwetschken gewonnene *Slivovica* beliebt, erst in neuester Zeit wird auch nach dem aus Getreide und Kartoffeln gewonnenen Schnaps gegriffen, und Rußland könnte bei seinen 14,000 Branntweinschänken stolz sein auf das nicht unbeträchtliche analoge Contingent dieser unmoralischen Spelunken im steirischen Unterlande. Während die altgläubigen *Raskolniki* in der Bukovina noch immer weder Thee und Kaffee gebrauchen, noch Tabak (die Pflanze, die dem Grabe einer unkeuschen Dirne entkeimte), während sie vor Kurzem noch so weit gingen, selbst die Kartoffeln zu verabscheuen als Frucht, welche Adam und Eva zur Sünde genossen haben sollen, nimmt unsere junge Slavenvwelt keinen Anstand unter die fast allen Slavenvstämmen gemeinschaftlichen Lieblingsgenüße, Kraut, Rüben, Zwiebeln, Knoblauch, Käse zc., auch den Kartoffel-Branntwein zu nehmen.

In Betreff der Nahrung unserer Slovenen ist besonders zu bemerken, daß vielleicht Niemand arm-

licher speist, als einzelne Familien in der Kolles und in den an Croatien grenzenden Bezirken, daß überhaupt die Nahrung mit der fetten, derben, aber auch durch das rauhe Klima bedingten Kost des steirischen Oberlandes meist im Widerspruche steht. Den Anfang macht schon die früheste und einfachste aller Speisen — das Brot. Im Oberlande körniges, kräftiges, schwarzes, feuchtes Kornbrot, bei den Slovenen schwammiges, hellweißes trockenes Weizenbrot, weniger häufig das wohlschmeckendere aus Mais oder das splitterreiche aus Hafer.

In den untersten Theilen der slovenischen Steiermark wird das Brot noch immer am bequemsten, wenn auch nicht am besten, nach Nomadensitte auf orientalische Weise bereitet. Man heizt auf dem Herde, häufig auch auf flachem Boden auf, streut, wenn das Holz verbrannt ist, die Glühasche auseinander, legt auf die heißeste Stelle den in Laibform gekneteten Teig und bedeckt ihn wieder mit Glühasche. Man braucht also gar keinen Ofen.

Bei den Meisten wird stets nur Eine Mahlzeit des Tages gekocht, die Festtage natürlich ausgenommen. Rindfleisch ist selten, desto mehr wird Schweinsfleisch — das besonders geräuchert überaus wohlschmeckend ist, verzehrt. — Selchwürste weiß kein Volk besser zu bereiten, als die Slovenen. Die größte Vorliebe für Mehlspeisen, aber auch die größte Mannigfaltigkeit derselben, ist bei ihnen eigenthümlich.

Der Landmann in seinem alltäglichen Leben greift selten zu einem Schluck Slivovica, wohl aber Fuhrleute,

gemeine Handwerker zc., doch bleiben sie meist hinter ihren russischen Stammgenossen in dieser häßlichen Uebung zurück, es selbst und den Negern überlassend, im Schnaps eben so den reinsten Genuß und Opfergegenstand zu finden, wie ihn die Cariben im Tabak suchen. Wir werden später bei den häuslichen Festen unserer Slovenen Gelegenheit finden, zu bemerken, daß erst mit dem Schwinden der sinnigen alten Gebräuche, Neuerungen und Luxus minder edler Art die Stelle mancher ehrwürdigen Sitte der Vorfahren zu vertreten beginnen. Auch über letztere kann erst die Durchforschung der alten Gräber eine große Lücke unserer Kenntnisse ausfüllen. Nirgend müssen wir beinahe sorgfältiger die Beurtheilung der Grabhügel abwägen, als in Steiermark. Anders gestaltet sich ihr Inhalt bei den zahlreichen Gruppen um Hartberg, anders bei der fortgesetzten Nekropolis an der schwarzen und weißen Sulm, wieder anders um Mureck und Radkersburg, und am Fuße des Pachersu. Nur im Hügelbau, Leichenbrand, der Rasenschichtung und Steinsetzung stimmen fast alle untersteirischen Grabhügel überein, bis auf einen großen Theil jener bei Hausambacher, in deren Mitte man meistens regelmäßig aufgeschlichtete Pyramiden aus rohen Feldsteinen fand.

Bevor wir von dem Sprach- und Schriftwesen, der höheren Volksbildung und Literatur der Slovenen sprechen, wenden wir uns zu den ewig wahren und ungekünstelten Aeußerungen des Characters, der sich in hundert einzelnen Sitten und Gebräuchen, in seltsamen

Gewohnheiten, in Wort und That, in Andacht und Jubel, kurz in jenen Symptomen kund gibt, durch welche sich eben Nationalitäten von einander unterscheiden. Im Allgemeinen ist vorerst zu bemerken, daß die Wenden der mittleren Stände Alle, die der untersten an Straßen, in Städten und Märkten meistens auch deutsch sprechen, wenigstens gewiß verstehen; wenn auch das Verstehen nicht immer äußern. Nehmen wir an, daß meist Fremde als Gutsherren, Gerichtshalter u. Gebieter der Wenden waren, so finden wir wohl auch darin einen Erklärungsgrund für manche oft knechtisch scheinende Aufmerksamkeit auf der einen und mißtrauische Kälte auf der anderen Seite, welche in manchen Gegenden den Fremden zu Theil wird. Sprach- und Musiktalent, Nachahmungsgabe im hohen Grade, Schmiegsamkeit, Frohsinn, vor Allem Gastfreundschaft bis über die eigenen Kräfte, Anhänglichkeit an die Stammgenossen sind die guten Eigenschaften des Wenden; Leichtsin, Hang zum Trunke, Muthlosigkeit in kleinen Uebeln sind seine Schattenseiten, während er im Ertragen großer Unfälle einen stoischen Gleichmuth entwickelt. Um Beweise für die letztere Ansicht zu haben, darf man nur bei einer großen Feuersbrunst, Uberschwemmung, einer Schlacht oder einem gemeintreffenden Unglücke Zeuge gewesen sein. Aberglaube hat der Aermere und weniger Gebildete überall. Andachten und Wallfahrten entspringen bei dem Obersteierer mehr aus Frömmigkeit, bei dem Wenden mehr aus Uebung und Gewohnheit.

Merkwürdig als Wallfahrterinen sind die Weiber um Lichtenwald, Steinbrück 2c., die oft 3 bis 4 Tage weit ihre Kinder auf dem Kopfe in einer Art Futter- schwinde (**kadunca**) mit sich tragen. Kranke Kinder bringen sie zur Mariencapelle von Saplatte in Krain, seit durch die Gnade Mariens dort ein in der Kadunca erdrücktes Kind wieder lebendig wurde. Nicht minder beliebt sind die Pilgerfahrten nach Maria Zell, **Lušari** und den **Monte Santo** bei Görz. Die älteste Götter- verehrung der Slovenen fand auf Berggipfeln statt, dort mochten die Römer ihre Tempel gefunden, und aus selben das Christenthum die ersten Kirchen umstal- tet haben. Noch dürften **Pernice**, **Sobot** 2c. an solche alte Bergtempel erinnern, so wie Teinach, Tinsko 2c. Noch baut der Slovene seine Kirchen auf Anhöhen, je höher, desto näher der Gottheit, je reiner die Luft, desto inniger das Gebet, je tiefer zu Füßen das alltäg- liche Treiben des Lebens, desto freier wird ihm das Herz von Leidenschaften. Auffallend bleibt noch immer die ungeheuere Ueberladung mit Papierschnuck aller Farben, in welchen die oft furchtbar häßlichen Abbil- dungen des Heilandes im Slavenlande zu schauen sind.

Seltzam bei den Wenden ist die Aeußerung ihres Rechtsgeföhles in so häufig wiederholter Lynch- justiz (besonders in den letzteren Jahren um **Friedau**, **Großsonntag**, **Neustift**, **Reifnigg** 2c.). Der Wende fin- det bei Kanzleiacten den Beisatz: von Rechtswegen, sehr komisch, und intermittirt lieber andere Ausdrücke, die

faßt an das türkische: Allah tahu lebeh Boyik (Gott weiß es besser) erinnern.

Manches wird bei den Wallfahrten der Slovenen an den Orient mahnen, das Trianten an das Anschlagen des Gong (großer tönender Metallkessel der Türken), das moj Bog pomagej an das Allah rahhman (Barmherziger Gott) zc.

Bei Berschwüngen knieen die Landleute nicht bloß nieder vor dem Hochwürdigsten, sondern sie singen auch im Chor ein geistliches Lied, bis der Priester vorüber ist; besonders um Gams bei Marburg. Der wendische Landmann, wenn er von Städten ferne ist, hat viele Ehrfurcht und eine kindliche Unterwürfigkeit gegen seine Vorgesetzten; wo die Nähe von Städten oder Winkelschreibern einwirkt, wird er leicht prozeßsüchtig. Bei dem Obersteierer ist der Genuß des Weines festtätlich, und da muß der Wein gut sein, beim Wenden Alltagsbedürfniß, das aber jeder Kräzer befriedigt. Der Obersteierer wird durch den Wein hochherzig, muthig, zanksüchtig, rauslustig, kurz, was man sagt, überthätig; der Wende sanft, versöhnlich, verliebt, weich, leidend.

Die Kirchweihfeste und Schänkszenen im Ober- und Unterlande bilden einen auffallenden Contrast, dort ein Schlachtfeld zum Vergnügen, hier ein Vergnügen im Uebermannutsein. Ein großes moralisches Verderben brachten bis zur Aufhebung der Grenzperre gegen Ungarn die sogenannten Gollibas oder Arendas, Buschenschänken dicht an der Grenze, aber außer der Zoll-Linie — die Stelldicke für Säuslinge und Pascher. Beim

Obersteierer finden wir die Farben roth und grün an der männlichen Kleidung, dunkel im Anzuge der Weiber, bei den Wenden herrscht blau und weiß im Anzuge des Mannes, weiß mit Schmuß (Schürzen, Busentuch, Rock 2c.) von roth, saffrangelb 2c. bei den Weibern vor.

Nun Einiges über die Aeußerungen des Gemüthes, in welchen sich nur gar zu gerne der ganze innere Mensch, so wie die Erinnerungen der vergangenen Zeiten seiner Ahnen abspiegelt, nämlich: Feierlichkeiten, Musik, Gesang, Tanz, Aberglaube, Sagen 2c. Kein Volk ist so sehr der Musik und dem Gesange geneigt, als der Slave im Allgemeinen, und mithin auch unser Wende, bei dem ein gemüthliches Sprichwort lautet: Gde je slovenka, tam je pesem. Wo die Wandin ist, ist auch das Lied.

Bei der Arbeit, beim Tanze, vorzüglich Abends in traulicher Mondkühle, hört man oft von Thal zu Thal die weichen in ergreifenden Molltönen dahinschmelzender Lieder der Mädchen, deren Gegenstand Liebe, Tanz, Heirath, mitunter auch eine elegische Klage ist. Auffallend erscheint es, daß alle Gesänge des Wenden, sie mögen Legenden, Kriegslieder, Trinksprüche oder spottende Scherzgedichte sein, bis zu den kurzen so beliebten heroischen Romanzen aus dem Kriegerleben sich durchaus in Molltönen bewegen, was selbst den fröhlichsten Liedern einen Anflug düsterer Wehmuth, aber auch eine eigene Wirkung von Erhabenheit und tief ergreifendem Zauber gibt. Die Strophen sind meistens zweifüßig, die Verse kurzfüßig, in ihrem Bau leicht und sanft, wie der Cha-

racter des Wenden selbst. An Improvisatoren bei Hochzeiten und Tanz, bei dem frohen Zusammentreffen der Männer in Kellern fehlt es eben so wenig, als den improvisirten Versen an Witz und Laune. Eine Art attelanischer Spiele findet man in der Weinlese, wo die Presser, während ihre Füße thätig sind, die Trauben zu zertreten, ganze Komödien, deren Inhalt meist geprellte Weizhähle, oder eifersüchtige Männer, oder zähe alte Freier sind, mit unübertrefflichem Humor aus dem Stegreife zum Besten geben.

Der heilige Urban, der Patron der Winzer, spielt ja selbst manchmal dabei seine Rolle, und wie der Russe noch gerne des deutschen Mönches gedenkt, der 1673 in Astrachan den ersten Weinstock gepflanzt, so ist der fremde heilige Urban unserer Slovenen in besserem Ansehen, als der Imperator Probus, der den Weinbau in unsern Gauen wohl verbessert, aber gewiß nicht der Erste eingeführt hat.

Die Weinlese unserer Wenden erinnert in Manchem an die St. Urbansfeste in Franken, deren bairische Aufzüge, z. B. in Nürnberg, noch lange nach der Einführung der Reformation fort dauerten. An der Feistritz um Peilstein und Hörberg ist es gebräuchlich, daß beim Gesundheitstrinken mit dem Gläserboden wechselweise zusammengeklungen wird, zum Zeichen, daß man sein Glas bis zur Nagelprobe ausgeleert habe.

Wo der auswärtige Verkehr weniger die alten Sitten verdrängt hat, leben noch viele herrliche Lieder,

die von Mund zu Mund gehen, während ihre Dichter längst vergessen sind.

Emsige Forscher in diesem Gebiete (Zaff, Drosen, Hašnigg) werden sich durch ihre Sammlungen den Dank der Nachwelt erwerben, wenn vielleicht schon die Lieder selbst vor dem reißenden Fortschritte neuerer Cultur und Sitten verschwunden sind. Daß übrigens die Lieder der Wenden wie der Slaven überhaupt auf eine uralte Cultur dieses Volkes, die vielleicht erst mit dem Toben der Völkerwanderung theilweise sank, hindeuten, ist ausgemacht, wie noch jetzt die Melodien im wendischen Gesange, in den zu Grunde liegenden Molltönen aller Slavenlieder, die uralte gemeinsame Familie dieses ungeheueren Volkes beurfunden.

Wendischen Nationaltanz gibt es keinen. Der steierische und deutsche Tanz werden mit Leidenschaft, wo nur eine Geige tönt und mit wechselnden Nuancen von Kunstfertigkeit geübt. Während dem Böhmen seine Polka und Reydovačka, dem Polen die Mazurka, dem Unter-Illyrier der Kolo blieb, wissen wir nur so viel, daß der Wende jeden Tanz mit Freude mitmacht, die Polka aber in den an Krain reichenden Gegenden bei den Bauern ziemlich heimisch ist. Die wendischen National-Instrumente sind die Cither (citre), die Schalmai (šwegla ali pišalca), Pansflöte (orglice). Vorzüglich nach der Heumahd oder während der Pese singen gewöhnlich die Mädchen im Chore vor, und die Jünglinge spielen nach.

In den wendischen Büheln nimmt das deutsche Fodeln immer mehr überhand. Häufig verbreiten sich in neuester Zeit die Hand- und Mundharmoniken und der Dudelsack.

Von der Gusla, jenem Lieblingsmonochord der serbischen Nationalsänger, findet sich bei den Slovenen keine Spur mehr, doch deutet Vieles darauf hin, daß es vor kaum 200 Jahren noch ziemlich allgemein war.

Durchmarschirende Grenzer machten auch unsere Slovenen mit den heroischen Gefängen des blinden Guslar, des Ossian der Bačka, bekannt, welcher durch das Absingen der Kriegsbegebenheiten von 1848 und 1849, besonders durch das schöne Lied von Zichys Schwerte seine Landsleute begeistert und für die Serben das ist, was in 9. oder 10. Jahrhunderte der blinde alte Heldenfänger Bernlof für die Friesen war. Alle altslavischen Instrumente sind bei den Wenden längst schon außer Gebrauch.

In den Kirchen hört man fast durchaus gute Chormusik; Geige, Trompete und Bassgeige sind die Instrumente jeder ländlichen Tanzmusik. Im Saanthele besteht die Tanzmusik meistens aus 2 Geigen, einem Bass, 2 Clarinetten und einem Hackbrette.

Ein Slovene, der Bischof Hatkonjo war es, der in Wien zuerst die Kirchenmusik in Aufnahme brachte.

Man wundert sich weniger über die religiös feierliche Weise, die selbst in den Trink- und Tanzliedern der Wenden herrscht, wenn man bedenkt, daß sich bei diesem Volke Alles auf eine überaus ferne Vergangenheit

heit stützt — deren Sitten auch bei andern Nationen unseren Tagen noch viel näher gelegen waren. Wurde doch am Hofe Carls IX. in Frankreich nur nach den Psalmen Davids getanzt, der König selbst tanzte am liebsten nach dem 129. Psalm.

Was in der deutschen Steiermark die beliebtesten Schwarzenbacher, das sind in den wendischen Büchern die Krempeln, die Sauerbrunner; vor Allen aber die treffliche Musikgesellschaft von St. Peter am Königsberge. Vor nicht allzu langer Zeit besaß jedes Dorf, wie die hochländischen Slaven ihren Dudelsackpfeifer, die Walliser Häuptlinge ihren Familienbarden hatten, seinen eigenen Dorfgeiger, der bei Hochzeiten, Dreschmalzeiten (domlatki) und Martinifesten aufspielte und zwar auf der Geige (gosle), die Eigenthum der Dorfgemeinde war, so wie bei den Tataren die Geige des Tovotscholos (Festgeigers) Eigenthum des Dorfes ist. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade der erste Musiker bei Festlichkeiten zugleich die spaßigste Person ist, eine Erscheinung, die wir beim Dorfgeiger unserer Slaven, wie beim Baßgeiger der Deutschsteierer, dem Vorsänger der Russen um Smolensk zc. wieder finden.

Der Wende hält fest und treu an seinen alten Gebräuchen, und wenn auch die gewaltige Gleichmacherin Mode sich hie und da besonders bei dem weiblichen Geschlechte einschleicht, so gilt doch noch ein altwendisches Sprichwort: „Najod brez najodnosti, je telo“

B; **brez kosti** (ein Volk ohne Rationalität ist ein Leib ohne Bein).

Die Zähigkeit der Slaven im Allgemeinen bei der Bekehrung zum Christenthume ist bekannt, nur finden wir, daß die nördlicheren Stammgenossen unserer Slovenen auch viel später ihrer wilden Abneigung gegen Rom durch unmenschliche Grausamkeit Luft machten, so unter Kaiser Heinrich II. die neubekehrten Wilzen — die in ihrer Tracht **Bikeš** und **Košuh** — in ihren Ausdrücken **Plač**, **po malo** zc. noch viel mit unseren Wenden gemein haben, — die Wilzen also, die so erbittert waren, daß sie 60 römischen Priestern kreuzweise die Hirnschädeln öffneten, und sie so lange gebunden forttrieben, bis sie erlagen, während die Losung der deutschen Bauern beim Aufruhr des Münzer 1524 und 1525: besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende! mit ähnlichen Sprüchen der Wenden unter **Illia** zc. ziemlich gleich lautet.

IV.

Um über verschiedene Gebräuche, Sitten, Aberglauben, Sagen zc. der Wenden zu sprechen, müssen wir einen Blick in die frühere Religionsgeschichte dieses Volkes werfen.

Wir wissen, daß die Slaven, wie die Parsen, Dualisten waren, wie diese ihren Ormuzd und Ahriman als gutes und böses Princip verehrten, so die alten Slaven ihren **Beli** und **Černi Bog** (weißen und schwarzen Gott), von welcher Verehrung aber wir in Steier-

mark noch vor wenig Jahren kein Denkmal zu finden glaubten, außer dem bei Videm gefundenen Römerstein: „**Inviato Deo Charto Neviod Summ sacrum**“, der uns dahin leitet, daß die an der Save herauf wohnenden Pannonier Slaven waren, und die Römer in ihrer gewohnten Toleranz nach ihrer Unterjochung auch diesem bösen Gotte (**Čert černi**), der ihrem Pluto analog war, einen Altar errichteten, was aber Muchar in seiner Geschichte der Steiermark durch Lesung „**Deo Chariti**“ gern widerlegt haben wollte. Aus der alten Heidenzeit haben sich auch nach der Befehrung zum Christenthum noch so viele andere Spuren erhalten, von denen wir gleich später zu sprechen Gelegenheit finden werden.

Wir finden in alten Sagen noch hie und da Anspielungen an Einzel-Gotttheiten unserer Slovenen, so an Spagog, den Beschützer der Jagd, Jutrebog, den der Morgenröthe, Zibog, den des Lebens, Bostič, den rosenumkränzten Genius des Hausfriedens und der Gastfreundschaft mit Geldbeutel und Weinkanne dargestellt, Gorinja, Beschützerin der Anhöhen, Siva, die Göttin der Liebe mit der Traube und dem goldenen Apfel. Der Buskait, Gebieter des Zwergenvolkes, ist noch nicht ganz unbekannt bei den Posaviern, an alle diese Götter aber erinnern einzelne Gestalten auf Römersteinen.

Als Quellen der slavischen Mythologie müssen wir unterscheiden:

- a) Gleichzeitige mit dem Heidenthum **Adamus Bremensis, Saxo gramaticus, Helmedus presbyter, Ebbo, das Chronicon Thietmari;**

b) solche, die im 14. und 15. Jahrhunderte die letzten Reste des Heidenthums kennen lernten, und

c) spätere und neueste.

Am selbstständigsten ist Adam von Bremen, den später Hamold und Albert von Stade, Alber, Franz 2c. benützten. Thietmar wurde ausgebeutet von Gobelinus, Persona, Paulus Longe 2c. Wir finden in der germanischen, wie in der slavischen Mythologie gleich viele Spuren der indischen; nur seltsamer Weise bei der ersten mehr buchhistische, bei der zweiten mehr bramanische Ideen, als ob schon in der urältesten Zeit Deutsche und Slaven im gewissen geistigen Antoponismus, letztere mehr gläubig und conservativ, erstere mehr grübelnd und reformatorisch gewesen wären. An Krishnu die neunte Verwandlung des Vishnu erinnert seltsamer Weise um Würzburg die verbreitete Sage von Kerstnik, der neun Mal in anderer Gestalt geboren wurde. Manche Steine mit **Marulus** und **Marula** in der Nähe Marburgs ließen leicht auf die indische **Mara** (**Maja** die **alma mater**) hindeuten, und da würde sich Marburg — wenn man auf Klang gehen wollte, gar uralt, wie schon Anfangs bemerkt, von **Mara** und **bor** (Gehölze, Hain) erklären.

In Bezug auf slavische Mythologie geben alle christlichen Berichte nur sehr parteiische Ansichten. Kein Volk übertrug die Wirkungen und Eigenschaften Gottes so sehr auf die wichtigsten Erscheinungen des Lebens, als die alten Slaven.

Bog heißt Gott, **zbožie** das Getreide, **Boži** (Gottes Gabe) Brot, **Bogatic** der Feld, **Bogastvo** der Reichtum, **Bogati** ein Reicher, **božja rana** (Gottes Wunde) die Seuche, **božja roka** (Hand Gottes) Nervenschlag, **hogine** die Blattern zc. **Ubogi** (die bei Gott) die Kranken. Die meisten Götternamen gehen auf **ut** aus.

Im slavischen Mythos verbindet sich der indische Erdecultus mit der persischen Lichtverehrung, selbst das Vorkommen mancher Götter in männlicher und weiblicher Eigenschaft zugleich weist auf indischen Ursprung, eben so finden sich egyptische Spuren.

Fürst und Priester einen sich gerne im selben Begriffe.

Die Milchstraße besteht aus Seelen von Verstorbenen in Vogelgestalt. Jeder Mensch hat seinen Stern. Menschenähnliche Geister waren die Pestjungfrau, Riesen zc. **Ziba**, **Borenuć** und **zlata baba** sind den Parzen ähnlich. **Lada** war die Göttin der Liebe, die Männerfreundschaft, Brüderung, **pobratimostvo** ist noch im hohen Werthe bei den Slovenen.

Die Priester (Fürsten) scheinen sich eines allgemeinen Buches bedient zu haben, ihr alter Name **Kniaz** grenzt nahe an **kniga**, Buch.

Peron oder Svjatovid war für die östlichen, wie Svjatovid und Radegast für die westlichen Slaven oberste Gottheiten.

Als ackerbautreibende Völker hatten alle Slaven Naturglauben, daher ihnen **Lada**, die Göttin des Früh-

lings, zugleich auch die der Liebe, Marana, Göttin des Winters, auch die des Todes ist.

Die Priester unterschieden sich bei den heidnischen Slaven durch langes Haupt- und Barthaar. Die Tempelkleider waren zugleich der Anzug des Gözen und seines Priesters.

In den Tempeln wurden kostbare Geräthe, Trinkhörner, Meißer, Becher zc. aufbewahrt. Menschenopfer, besonders das Schlachten gefangener Christen, waren gebräuchlich. Wie bei den Germanen die *Balledos*, heilige prophetische Frauen, eine große Rolle spielten, so bei den Slaven die alten Weiber, daher das Wort **baba** in so vielseitigem Sinne genommen. An selbe als Orakelspenderinnen erinnern so viele Bergnamen: Babenberge im einstigen Gillier Gebiete. An sie die Aussprüche der Classiker über die *matres panonicae*, welche aus Trompetentönen prophezeiten — daher noch bei unseren Slovenen das Beachten der Luftstimmen besonders zur St. Georgszeit.

Die Tauben galten allen Slaven sehr viel und von den Slaven leitet man den noch bestehenden Gebrauch in Venedig her, auf Staatskosten deren eine große Anzahl auf dem Marcusplaz zu erhalten. Der Kukuf erinnert an die innige Geschwisterliebe der Slaven, er gilt für das Mädchen, das seinen verlornen Bruder sucht. Die großen Kuchen waren bei den Slaven sehr wichtig. Bei dem Opfer wurde ein riesiger Kuchen zwischen Volk und Priester gestellt und über selben geweissagt. Bei den Menschenopfern wurde ge-

wöhnlich über Knaben und Mädchen, welche geopfert werden sollten, durch das Loos entschieden.

Von Thieren wurde gerne der Pferdekopf geopfert, auch Geflügel, Pfeile, Brot zc. Bei den Tempeln hingen an den Pfeilern die der Gottheit geheiligten Gegenstände, Sattel, Zaum, Schwert, auch wurden da die Beute und Fahnen aufbewahrt.

Die Figuren und Schnitzwerke waren nach dem Zeugnisse Thietmar's und Seifried's bemalt. Jeder Tempel hatte in seinem Umkreise ein Asyl.

Erst war das Verbrennen, dann das Begraben der Todten; die Seele flog als Vogel davon. Stipa oder Strava war das Todtenfest. Luduë waren die Richter der Unterwelt. Die Guten in der Milchstraße hatten 100 Sinne, jeden für 100 Vergnügungen, die Bösen kamen in das Qualenreich der Pragoras.

Aus dieser frühen Zeit des slavischen Heidenthums, aus dieser alten Nationalität, in welcher die Slavensämme so gut ihre Stammverbündungen hatten, als die Griechen ihre **Panpelasgion**, **Panhellenicon** zc. aus jener Zeit, wo noch allen Stämmen dieselben Götter und Tempel heilig, dieselben Bäume und Quellen verehrt waren, dieselben Feste gefeiert wurden, müssen wir uns so manche Erscheinungen bei den heutigen Wenden in Steiermark erklären, und besonders die Bemerkung machen, daß der Cultus des alten Gottes der Freude und Gastfreiheit — des heiteren Radegast — seine fortdauernden Spuren in diesem Lande zurückließ und noch jetzt den Gastfreund, der mit dem Herrn

des Hauses Brot und Wein getheilt hat, zu einem Gegenstand der zartesten Sorgfalt macht.

Kadegast, der Gott der Freude, der zierliche, der auf einem Fußgestelle von Trinkhörnern stand, hatte tief im heutigen Deutschland zu Rhetra, dem jetzigen Magdeburg, seinen stattlichen Tempel. Kadegast und Kupalo erscheinen oft als identisch.

Cyrill und Methudius zerstörten den Tempel des Svantovit in Bellehrad um Zwentibald's Residenz. Noch ist bei unseren Slovenen der alte Göze Svantovit nicht unbekannt. Milch, der Lieblingstrank aller Slaven, wurde jährlich im großen Horne vor dem Tempel des Svantovit geweiht. Zahllose Worte im Slovenischen erinnern noch an die Verehrung oder richtiger Ehrfurcht vor den bösen Göttern, so an Berstuch, den Gebieter der Waldgeister, Brag, den Gott der Unversöhnlichkeit, Slodi, den des Zwanges, Gudič, jenen der Zauberei.

Das Fest des **zeleniga Jurja** dürfte an die Morana, die Todesgöttin, erinnern, deren Feier man ganz auf dieselbe Weise beging.

Betrachten wir vor Allem die Festtage, so finden wir, daß die Hauptfeste unserer alten Wenden mit den großen Feiertagen der katholischen Kirche zusammenfallen, und manche Ceremonien aus der alten Heidenzeit mit kindlichem Gemüthe den späteren höheren Mysterien angepaßt wurden. Unsere Ostern fallen mit der **Vesna** (Auferstehung mit dem erwachenden Frühlinge) **vy-sna** aus dem Schlafe erwachen; die Pfingsten

mit den Rusalien und Weihnachten und Neujahr mit der Koleda zusammen. Sind auch die Lieder verschwunden, welche von den alten Benden bei solchen Gelegenheiten gesungen wurden, so haben sich doch die Gebräuche erhalten. Die Koleda oder Koledinca dauert noch vom 24. December bis 2. Februar. Jünglinge in ungerader Zahl versammeln sich, ziehen von Haus zu Haus, singen abwechselnd im Chore, und heben dafür Geschenke ein. Die gesungenen Lieder sind voll Segenswünsche, voll Freude über die Geburt Christi und die Standhaftigkeit des Märtyrers Stephanus. In früheren Zeiten aber mahnte das Ganze an die Atellanen der Alten. Viele Ehrfurcht hat der Bende für seine Hauptflüsse Drave und Save. Von selben erzählt er ein artiges Märchen. Beide Flüsse beschloffen zusammen die Welt zu beschauen und nahmen den Weg gegen Sonnenaufgang. Die Save entdeckte einen leichteren Pfad, verließ zur Nacht ihre Gefährtin und schlich heimlich fort. Seitdem schleicht sie still und heimtückisch dahin. Die Drave aber, über die Treulosigkeit ihrer Freundin zürnend, rauscht polternd durch das Land, um die Save aufzusuchen.

Die Ehrfurcht vor Quellen und Flüssen finden wir bei den alten Russen eben so hervorstechend, als bei unseren Slovenen. Der Name des Bug selbst erinnert an die Gottheit, die Ströme des Brausens (*Don* Donau von *donati* brausen) gelten für heilig, die 13 Wasserfälle des Dnjepet waren eben so viele Andachtsstationen.

Von Städten ist dem Wenden Graz die Stadt in aller Beziehung, und sein Gradec ist ihm das, was der Grieche unter seinem Asty verstand. In seiner Volkspoese finden wir gewisse Gegenstände, die ihm als stabile Symbole dienen, so seine heiligen Brunnen, seine Bäume und Blumen, die Linde (*lipa*), die Kirsche, die Rose, der Klee, das Basilicum, der Rosmarin. Spielen doch bei Prozessionen Buchen und Birken eine so wichtige Rolle, wird doch ihr Laub in die Krepp-Festons, die so zart und sinnig in den Kirchen von der Decke bis zum Boden hängen, eingeflochten.

Bei den **murski Polancen** wird man noch durch so häufige Zusammensetzungen von Gegend-Namen mit **Hrast** an die alte Verehrung, welche auch die Slovenen für die Eiche hatten, erinnert. Auch ihre Priester, Altäre und Opfer waren mit Eichenlaub bekränzt. Eichenblätter trug man gerne als Amulette.

Von den Vögeln gelten viel der Falke (**sokoh**), Kukul, die Dohle, der Rabe, die Lerche, Wachtel, Schwan, die Nachtigall und Schwalbe. Von vierfüßigen Thieren das Pferd, der Hirsch, das Reh. Die Volkssagen des Wenden, meist entspringend aus einer reichen Quelle innerer Anschauung einer äußerst lebhaften Phantasie, sind bisher noch viel zu wenig beachtet, so wie die Gespenster seines Aberglaubens noch viel zu wenig einer kritischen Beurtheilung gewürdigt worden. Der Wende bevölkert wie der Grieche alle Räume, Seen, Flüsse, Bäume, Wälder und Berge mit geistigen Wesen, er denkt gerne an die **morske**

dekliee (vile) Wassernixen, die im goldenen Zeitalter seine Felder bestellten, und die Saaten beschützten, die nach seiner Sage erst dann verschwanden, als man die Peitschen erfand, die Garben auf Stangen zu hängen und zu zählen anfing. Besonders schön findet sich diese zarte Sage noch um das Bad Neuhaus, wo noch alte Landleute die Höhlen zeigen, aus denen die wohlthätigen Waldfrauen zeitweise zu ihrer Unterstützung kamen, bis Neugierde und Undank die milden Feen für immer verschreckten.

Der Wende schwelgt in den Märchen geschickter Erzähler, da wimmelt es von verwunschenen Prinzessinen, von unglücklichen Grafen und verbannten Mädchen, die in den dunklen Reihen der Wälder herumirren, oder in unzugänglichen Seepallästen haufen.

Untreue Liebhaber wandeln nach dem Tode in Wolfshäuten herum, bis sie ein treu liebendes Paar erlöset. Merkwürdig ist es, daß, wie in den italienischen Komödien, jede Erzählung mit einer Hochzeit endet, gewöhnlich der Erzähler mit den Worten schließt: „Und es ward eine lustige Hochzeit gefeiert, auch ich war dabei, aß und trank, aber Alles fiel mir auf den Bart, und nichts blieb im Gaumen. (Jas sem tudi tam bil, as sem jel no pil, ali po bradi mi je kapalo, no vguti nič ne ostalo.)“

Ähnliche Erzähler — Fabelkönig genannt — treffen wir im Mittelalter bei allen Hochzeiten deutschen Adels. In den Sagen im alten Salzburger Gebiete um Reichenberg und Lichtenwald kommen oft Grafen

vor, die zum Hundetragen verurtheilt wurden, was an den Ausspruch Kaiser Friedrich des Rothbart erinnert. Der den Pfalzgrafen Hermann vom Rheine und 10 andere vornehme Herren wegen Landfriedensbruch zum Hundetragen verdammt.

Fast in jeder Erzählung kommen zwei mehr blöde und eine klügere Person vor, welche die Ersteren entweder betrügt oder unterstützt.

Die handelnden Personen sind meistens Prinzen oder Grafen, manchmal auch Jäger und Hirten.

Fast überall findet man dunkle Spuren einer Sage, welche auf den deutschen „Faust“ deutet, selbst der Name des Terdoglav (terdi ali tverdi fest, Faust) erinnert daran. Den Teufel malt der Wende nicht bloß schwarz, sondern am liebsten grün (zeleni zlodi) mit grünem Hute, grünen Strümpfen und grünem Rocke (zeleno sukunjico).

Auch die Vampire vukodlak spielen eine Rolle in den Sagen.

Den Tod stellen die Wenden als ein unbarmherziges, hageres, weißes altes Weib vor (bela žena nesmilena smert), die Seuche (kuga) aber als eine gestreifte Kuh (spreglasta). Allgemein ist der Glaube an die Wehrwölfe (pesjani Hundemenschen), welche die Kinder in den Wiegen vertauschen; an die Wassermänner (divji mož, povodni mož), an die Preglavonica, welche dem Menschen sieben Jahre voraus den Tod vorsingt. Nachteule, Kauz und Kaze sind dem Wenden bei ihrer geglaubten Beziehung zum Geisterreiche un-

Rubin 17.3.892

angenehme Thiere, so wie der Montag ein Unglückstag. Junge Hunde, so lange sie noch blind sind, anzuschauen, verzögert das Sehendwerden derselben. Am Allerseelenabende wird Sauerteig aufgestellt, um die heimkehrenden Seelen zu erquickern. Die alten Slovenen weiheten dem Todten eine Kerze, so lang als er selbst; auf seine Bahre legten sie ein halbes Brot. Die trisa (das Todtenmal) wurde noch in später Zeit bei den Russen am Grabeshügel gehalten. Noch ist bei uns der Glaube häufig, daß die Seelen der Verstorbenen an den Kreuzwegen wohnen, ein Hund das Sterben der Geizigen erschwere &c. Ganz gleich mit den Deutschen haben daher die Slovenen die Ansicht und Sage von den Persteln, die sie sich als schwarzen Hund (wie die Sachsen im Altenburgischen den sogenannten Kohlmops) vorstellen.

Der Alp oder die Trude (mora) wird allgemein geglaubt. Auch an das Beschädigen durch das böse Auge (malochio des Italieners) hält sich der Wende, er nennt es vuraki (koga zoureiti) und heist das dadurch verursachte Kopfsweh durch kaltes Wasser, in welchem Kohlen abgelöscht wurden.

Als Mittel gegen bösen Blick gilt auch Waschen mit Frauenflachs oder Salzwasser, und das dreimalige Spucken hinter den Hemdtragen. Der Slave hatte mit den Neugriechen das Mittagsgespensst gemein, daher man in der Mittagsstunde nicht unter dem Hausthore stehen soll. Das Springen eines Hasen ist für

einen Reisenden ein eben so böses Zeichen, als das Begegnen eines alten Weibes am Morgen.

Die Hexen (*bijance*) treiben vorzüglich im Frühjahre, wo sie zu Georgi frische Kräuter sammeln, ihr Unwesen und verursachen Gewitter und Hagel. In hoher Verehrung bei den unverheiratheten Mädchen steht der heilige Anton, zu welchem die Bitten um einen annehmbaren Ehemann gerichtet werden. Am Feste dieses Kirchenpatrons zu St. Anton am Bacheru kann man unter den zahlreichen Wallfahrterinnen gewiß zwei Dritteltheile heirathslustige Wendinen treffen. Uebrigens erinnern die Wallfahrtsplätze der Wenden durch die bunten Trachten, die improvisirten Weinschänken, die Allerorts-Buden zc. am meisten an die *Romaria's* (Kirchweihfeste) der Portugiesen.

Der gewöhnliche Gruß des Slaven bei Begegnungen ist *dobro jutro* (guten Morgen), *dober den* (guten Tag), *lehko noč* (leichte Nacht) mit der Erwiederung *bog daj* (Gott gebe es).

Dem deutschen Glückauf beinahe entspricht die Empfehlungssformel *srečno*. Auf den Straßen hört man gewöhnlich: *Hvalen bode Jesus Christus* (Gelobt sei Jesus Christus) mit der Erwiederung *na veke amen* (in Ewigkeit Amen). Beim Heimgehen aus der Kirche *Bog vam daj svetih meš tala* (Gott gebe euch Antheil an der heiligen Messe). Bei Gesundheit *Bog vam porazi* (Gott helfe euch), *Bog te zivi* (Gott lasse dich leben). Bei Heirathen *Bodta si v' bozjemi imeni* (seid beide für einander in Gottes Namen).

bleiben bei uns selten lange unvermählt, nur die schöne russische Sitte, daß die Braut vor der Hochzeit für den Bräutigam ein Hemd nähen muß, wäre noch zu wünschen. Dafür sind die Slovenen aber auch nicht so ungalant, als die Ostslaven, bei denen z. B. in der Ukraine noch 1660 die Mädchen um die Burschen warben, die Neuvermählte zum Zeichen des Nienürrischwerdens eine heiße Pfanne auf den Knien halten oder wie um Dlanezł gar den Kopf durch ein Pferdekummet stecken mußte, zur Probe des ehelichen Gehorsams. **Ženin** (der ein Weib sucht) heißt Bräutigam und **sneha** die Braut. Der angesehenste und beredteste Mann aus der Verwandtschaft oder aus dem Dorfe, in Rußland **Marsallek** (Marschall) wird von den Eltern des Bräutigams ersucht, für ihren Sohn zu werben (**snobiti**). Erhält er das Versprechen, so gehen die Mütter wechselseitig zur Beschau (**k' ogledi**), sie erkundigen sich um die Vermögensumstände der Verlobten, um Mehl, Schmalz, Wein, Honig, vor Allem um Leinwand, die von jeher den wesentlichsten Theil der Wendentracht (man sehe die Römersteine in Pettau) ausmachte und so wichtig war, daß mit ihr in der Urzeit die gegenseitigen Zahlungen geleistet wurden; daher **plačati** zahlen von **platno** Leinwand.

Die Einwilligung oder Zurückweisung läßt sich meist aus den Erfrißungen beurtheilen, die den Brautwerbern vorgesezt werden, so wie in Rußland das Vorlegen eines Kürbisses oder das Lichtauslöschen vor den Heiligenbildern einen sicheren Korb anzeigt. Einige Tage gehen die von

den Brautleuten bestimmten Hochzeitsbitter **zovčini družhanj** (von **zvati** laden, rufen, und **družba** die Gesellschaft) von Haus zu Haus, um die Gäste zu laden. Zu Einladern werden gewöhnlich die auserlesensten Humoristen des Orts gewählt. Sind die Brautleute arm, so geht die Braut mit mehreren Begleiterinnen, Verwandten und bestimmten Kranzjungfrauen von Haus zu Haus und sammelt Geschenke und Glückwünsche. In große Körbe werden Bürste, Eier, Mehl, Selchfleisch, Flachs, selbst Leinwand und Leder gegeben. Die Hochzeiten werden meist im Jänner veranstaltet, weil um diese Zeit das gemästete Vieh geschlachtet wird, am wenigsten Arbeit und noch der meiste Weinorrath vorhanden ist, abgesehen von den Freuden, welche Musik und Tanz im Fasching mehr als sonst gewähren. Nach dem beim Pfarrer gemachten Versprechen ist das Vermählungsmahl (**zaročki**, von **zaročiti**, einhändigen).

Bei diesem Mahle entbietet der Brautälteste oder Hochzeitsdirector (**starešina**) der Braut den Gruß des Bräutigams. Am Hochzeitstage erscheinen die Gäste im Hause der Braut, sie wählt zwei Kranzjungfrauen (**svatevce** von **svatba** die Hochzeit), welche sie ankleiden und bekränzen. Nun empfängt sie den Segen der Eltern, oder geht, wenn sie Waise ist, am Morgen auf den Friedhof, sich selbst am Grabe der Mutter zu erbethen. Der **starešina** ordnet den Zug nach der Kirche, welcher bei verschiedenen Umständen verschieden ist und in größter Mannigfaltigkeit gesehen werden kann, in den letzten Faschingstagen an der Minoritenkirche zu

Bettau. Vor dem Zuge springt der Fahrentäger (**banderaš**) mit Tüchern umwunden und mit Blumen befrängt, die Musik folgt, und lustige Burschen brennen Flinten und Pistolen unter Sauchzen und Jubeln ab, während oft von einem benachbarten Hügel eine Batterie Pöller donnert. In dieser Beziehung haben sich bei den Slovenen noch mehr Gebräuche erhalten als bei den Russen, bei denen der **druska** (Bräutigamsführer), der **Meth**, die Volkstänze, die **karawais** (Hochzeitsbrote), die **kika** und **fata** auf dem Kopfe der Braut schon völlig verschwinden.

Bei den **murski polanci**, in der Heimath der herrlichsten Pferde, auch bei den **dravski polanci** reiten die Ceremonienmeister **zavčini** oder **posavikeš** im höchsten Staate, zu welchem dann der blaue Mantel oft ein Familieneigenthum und nebst ihm ein alter Sturmhut gehören. Die Polanzen haben eine besondere Geschicklichkeit im Zusammenstellen der Pferde aller Nachbarn und Freunde, um vorzüglich schöne und gleiche Züge herauszubringen. Reiterei war und ist ja bei den Slavenstämmen von jeher geübt und gebräuchlich, allen großen Festen diente sie zur Verherrlichung. Dreihundert geweihte Reiter waren zum Schutze des **Svanovit**, des vierköpfigen Gottes des Lichtes und der Jahreszeiten, bei dem prachtvollen Tempel zu **Arkona** auf der Insel **Rügen**. Heilige Pferde dienten zum Wahrsagen. Die russische Sitte, zu Pferde zur Hochzeit zu kommen, und auf dem Wege über brennende Strohbüsche zu setzen, war vor einigen Menschenaltern

bei den südöstlichen Slovenen noch wohl geübt. Der blaue Familien-Mantel bei uns erinnert ganz an den Hochzeitskafan, der bei vielen russischen Familien ein Erbstück bildet. Trägt man bei uns besonders um Bettan und im untern Draufelde farbige Tücheln dem Hochzeitszuge vor, so ersetzt man sie bei den donischen Kosaken durch gestreifte Unterkleider.

Nach der Trauung geht die Braut hinter den Altar, wo sie die Beistände abholen; nun wandert der Zug in eine nahe Schänke, wo ein kleines Frühstück (Mahl) gehalten wird, bis zu Hause alle nöthigen Vorbereitungen vollendet wurden. Am Kirchplage und den Enden eines Dorfes, durch welches die Braut zieht, sind Körbe aufgehangen, in welche man kleine Brotlaibe (*sneha pogače tala*) legt, welche die Kinder des Dorfes unter sich theilen. Auf dem Heimwege wurde in früheren Zeiten gerne am Kreuzwege getrunken, auch trugen die Bräute unter dem Gürtel häufig ein Stück Seife und Eschenholz, um sich vor Verderben zu beschützen und den Mann unter den Pantoffel zu bringen. Im Hause der Braut wird die Hochzeit gefeiert, welche meistens drei Tage dauert. Bei Manchen herrscht die Sitte, daß die Braut bei ihrer Ankunft am Hause des Bräutigams Thüren und Fenster verschlossen findet und wenn sie anklopft, mit dumpfer Frage von innen empfangen wird: „Wer ist draußen?“ Auf der *staresina* antwortet: „Die Braut, die heute am Altare Gottes die Erlaubniß erhalten hat, in dieses Haus einzugehen mit ihrem Gefolge.“ Die Stimme

von innen fragt weiter: „Wird sie treu, fleißig und wirthschaftlich sein?“ worauf das ganze Gefolge antwortet: „so Gott ihr beisteht.“ Nun öffnet sich die Thüre und die Braut zieht ein. Die Sitte, auf dem Wege vor der Kirche Stroh zu verbrennen, um die bösen Geister zu vertreiben, ist so wenig mehr im Gebrauche, als das Darreichen des Hauschlüssels auf einem Teller an die Braut, um so die Uebergabe der Wirthschaft anzuzeigen. Wohl aber werden hundert verschiedene Vorzeichen während der Trauung beobachtet, auf die man viel Gewicht legt. Regen bedeutet Reichtum, gleiches Brennen der Kerzen lange friedliche Ehe, Spritzen derselben Zank und Hader, Schmelzen der Wachslichter Kummer, Entferntstehen der Brautleute, Lieblosigkeit.

Bei der Hochzeit selbst geht es lustig und munter zu, und Speisen und Wein werden auch bei den Aermsten nicht gespart. Die Drußbanj wetteifern mit dem Basgeiger in ergötzlichen Scherzen; Musik, Tanz, Gesundheiten und Lieder überbieten sich im bewegten Wechsel. Nur die Brautleute essen meist wenig und sitzen dem herkömmlichen Decorum gemäß einsilbig da, so wie bei den Russen die Braut vom Hochzeitsbrote (*karawais*) nicht kosten darf, ohne die Liebe ihres Mannes zu gefährden. Steif und langweilig wie eine Bauernbraut am Hochzeitstage gilt nicht bloß bei den Deutschen, sondern auch bei den slovenischen steierischen Landleuten.

Eine lustige Scene gibt die Flucht der **zovein** mit der **gibanca**. Die **gibanca** gehört eben so sehr zu den wendischen Nationalspeisen, als die Talken zu den böhmischen. Sie bildet einen großen flachen Kuchen aus dünnen Teigblättern, Käse und saurem Obers, der auf einem langen, runden, mit einer Handhabe versehenen Brete (**lopar**) in den Backofen geschossen, und wenn er gahr ist, auf einem ähnlichen Brete aufgestellt wird. Alle Wachsamkeit der Köchin geht dahin, daß die **gibanca** unverfehrt auf den Tisch komme. Desto eifriger befeißeln sich die **zoveini**, die Wachsamkeit der Köchin zu hintergehen, bis es einem gelingt, ein großes Sieb über den Kuchen zu stürzen, selben zu fassen, und damit ins Freie zu entfliehen, wo er von den Kranzelführern verfolgt einen Baum oder Heuschlag ersteigt und dort unter lustigen Spässen einen Theil der **gibanca** verzehrt. So wie bei den Russen die Hochzeiten eine Vermittlerin von den Eltern der Braut (**Svaha**) und einem Vertrauensmann (**Svat**) von jenen des Bräutigams erfordern, während bei uns die Sache sich viel einfacher macht, so gehen auch bei uns die Neuvermählten bald nach Beendigung der Hochzeitsfeier rüstig und munter an ihre Arbeiten, während bei den reichen Russen der erste Ehemonat wahrhaftig der Honigmonat ist, oder besser war, denn die Neuvermählten wurden einen ganzen Monat lang mit Honig bewirtheet. Aber eines haben unsere Bräute mit den Russinen doch gemein, das Streben, bei der Trauung

zuerst auf den Teppich der Altarstufen zu treten, um sich das Hausregiment zu sichern.

Wir erwähnten der wichtigen Rolle, welche Kranzjungfrauen und Brautführer bei den Hochzeiten spielen. Wir wollen über Beide noch Folgendes beifügen: Bei den Slovenen, die auf den Ruf ihrer Rationalität halten, darf nur ein Mädchen von ganz unbescholtenen Sitten den Reihn beginnen. Keine von halbweg zweideutigem Rufe wage sich in der Kirche nahe zum Altare, sie würde von den Mädchen gemieden, von den Burschen nach dem Gottesdienst hart angelassen werden. Nur geachtete Jungfrauen dürfen Capellen, Krenze zc. zu Frohuleichnam schmücken. Burschen reißen oft die Kränze von den Fahnen, wenn sie von Mädchen gewunden und gegeben wurden, die in minder gutem Rufe standen. Nur das Reine diene der Gottheit nach dem Begriffe des Slovenen.

Gerade in der fast ritterlichen Achtung gegen das weibliche Geschlecht, begründen sich daher viele Verschiedenheiten bei der Hochzeitfeier unserer Slovenen, durch welche sie sich so wesentlich bei den russischen Stammgenossen unterscheiden. So wurden bei Letzteren der Neuvermählten am zweiten Tage die Zöpfe abgeschnitten und verkauft, je theurer, desto mehr Ehre für sie, vom Gutsherrn mußte das *jus primae noctis* durch den Titasch, ein schwarzes Marderfell, gelöst werden, der Kosak mußte seine Geliebte am Freitage vom Tanzplatze entführen, und mit dem Tode büßen, wenn er binnen 24 Stunden ergriffen wurde; was bei den

früher erwähnten Raskolniken in der Bukovina bis auf unsere Tage geschah. Die Südslaven hielten ihre Weiber streng wie Mägde, aber eheliche Treue und Keuschheit waren angeborene Tugenden. Der Gebrauch der Suttins in Indien (das freiwillige Verbrennenlassen der Witwen nach dem Tode ihrer Männer) scheint auch bei unsern Sloveninen allgemein gewesen zu sein.

Wenn auch jene überspannte Anhänglichkeit bei den Unsern schwand, so schlich sich doch nie die unzarte Sitte der Stammgenossen ein, die z. B. dem Bräutigam in Moskau noch im 16. Jahrhunderte auslegte, der Braut in einem Tresor mit Baschwerk und Nähzeug eine Knute zu verehren, die der Braut zum Zeichen der Unterwürfigkeit gebot, am ersten Abende dem Manne die Stiefeln abzuziehen, in deren einem eine Knute, im andern Geld sich befand, sie bekam das eine oder das andere, je nachdem ihre Stiefelwahl ausgefallen war.

Noch eine Sitte erinnert bei uns an die Russen. Bei einem Brautzuge wird nie ein Bettler die Hand oder das Kleid eines Reichen mit seiner nackten Hand berühren, das würde den Wunsch ausdrücken, der Berührte solle auch verarmen. Denselben Gebrauch finden wir auch bei den donischen Kosaken, die sich aus demselben Grunde die Hand stets mit einem Rockzipfel umwunden reichen.

Das nächtliche Herumstreifen der Burschen ist zwar im Slovenenlande so häufig, als in Obersteier, eigentliche Verführungen aber geschehen meist nur durch Fuhr-

leute, Handwerksgejellen, Urlauber, kurz durchwandernde Weltbetrüger. Ein heimischer Verführer darf unter echte Junggejellen ſich nicht wagen, ohne Schläge zu erwarten, er darf ſo wenig Kranzelsführer (*devec*) ſein, als bei Prozeſſionen Fahnen oder Lichter tragen.

Bei keinem ſlavischen Volke vermiſchten ſich manche Spuren mißfälliger orientaliſcher Sitten ſo ſchnell als bei den Slovenen. Während noch Bladimir der Große mit ſeinen Rittern, an Carl und Artus, an ihre Paladine erinnernd, 300 Kebsweiber hielt, wie Neſtor uns erzählt, daß noch im 11. Jahrhunderte die Ruſſen ihre Ehen ohne Einſegnung ſchloſſen; während Peter I. den zu jungen Vermählungen durch die Ukaze vom 23. März 1714, dem Zwang zur Ehe durch die ſtrengen Gebote von 1701 und 1724 ſteuern mußte, kannte man bei unſern Slovenen ſeit ihrer Chriſtianiſirung die Ehe nur als das heiligſte und ſittlichſte Inſtitut, und hatte für die Eheſcheidungen — die ſeltenſte und ungewöhnlichſte Erſcheinung — die bei den untern Claſſen faſt unerhört war, nicht einmal einen bezeichnenden Ausdruck. Wie bei Heirath und Hochzeit, ſo werden auch bei Begräbniſſen den Jungfrauen beſondere Ehren erwieſen.

Anderere häusliche Feſtlichkeiten ſind die *kerſlitke* (Zauſſchmäuſe) und *ſedmine* (Todtenſchmäuſe). Erſtere unterſcheiden ſich wenig von andern großen Mahlzeiten, bei letzteren finden folgende Gebräuche Statt: Iſt Jemand im Dorfe geſtorben, ſo

sammeln sich Abends die Nachbarn bei dem Todten und beten und singen.

Am dritten Tag wird der Sarg vor die Hausthüre gestellt und das Amt des Leichenredners — eine Sitte, die sehr an die Römerherrschaft und an die Tage der Griechen unter Perikles erinnert, — beginnt. Als Leichenredner tritt gewöhnlich ein erfahrener, gebildeter Mann auf, der die Tugenden des Verstorbenen erzählt (*slovo jemle*), von der Hinfälligkeit alles Irdischen spricht, die Hinterlassenen tröstet und den Leichenzug zum Friedhofe anführt. Nach dem Begräbniße verfügen sich die Verwandten in das Haus des Verstorbenen, wo nach kurzem Gebete ein langer Schmaus folgt und ein Zechgelage die Ceremonie schließt, nicht unähnlich dem lustigen Treiben schmetternder Musik, mit welchem die Krieger von dem Begräbniße eines Kameraden zurückkehren. Der Name dieser Gasterei, *sedmina*, erinnert an ihre Abstammung aus dem alten Heidenthume, aus der Zeit, wo sich erst am siebenten Tage die Verwandten im Hause der Verstorbenen versammelten, und befränzt unter Jubel und Gesang zechten und schmaussten.

Bei Leichen findet man alte Weiber, die sich im Leichenhause gerne gütlich thun, um dann desto mehr beim Begräbniße zu klagen, gerade wie die bezahlten Klageweiber bei den Römern oder die bezahlten Jubelmänner (*claquers*) bei unsern Komödien.

Bei den Todtenmahlen erinnern die Weinlibationen manchmal an die Wirkung der Privori (berauschendes Getränk aus der Wurzel Cassada) und an die Cere-

monien der Aravaks im Britisch-Guinea. Im Aberglauben der Slovenen finden sich noch manche Züge, die an die stammverwandten Hindu erinnern, die Bewegung der Seele nach 3 Richtungen: **Roja** (sinnliche Liebe), **satva** (Sanftmuth) und **Pama** (Haß). Der Glaube an gewisse Gespenster (die Pithalze, böse Weiber), Pret und Prilai (Luftstimme), an Ses den Schlangenkönig 2c., lassen sich in vielen analogen Spuren auch bei uns verfolgen.

Wie in Sachsen zwischen Lausigern und Deutschen, so sind auch in Steiermark zwischen den Slovenen und Deutschen zahllose Gebräuche gemeinschaftlich. Wie dort die Deutschen in höherem, die Slaven in niederem Dienstverhältnisse in Dresden überwiegen, so tritt derselbe Fall in Steiermark zu Graz, Marburg und Gills ein, mit derselben Erscheinung; daß der Wende viel schneller in Sitten und Sprache deutsch, als der Deutsche wendisch wird. Das wechselseitige Sprachbedürfniß stellt immer eine stärkere Zuwanderung aus der slavischen in die deutsche Steiermark für die unteren Stände — besonders für die jüngeren Altersklassen heraus. Der dienende Wende geht aus Graz viel öfter und lieber zum Besuche der Seinigen in die Heimath, als dies bei den Deutschen der Fall ist. Bei Letzteren kommen wieder lieber Eltern, Geschwister und Bettern besonders an großen Festen auf Besuch nach der Hauptstadt.

V.

Wir wenden uns am Schlusse unserer Skizze zur Literatur der Wenden.

Die Völker Oesterreichs sind das seltsamste genetische Conglomerat, welches die Bildung der Neuzeit zum kostbaren vielfarbigen Marmor, das lang gefühlte — nun erst That gewordene „*viribus unitis*“, zum wundervollen schönen Mosaikbilde macht. In dieses Bild bringen unsere Slavenstämme die größte Mannigfaltigkeit der Farben, die steierischen Slovenen nicht bloß durch Tracht und Sitten, sondern auch durch ihre Sprache wieder die bunteste Schattirung. Wenn die Literatur unserer Slovenen auch in keine Urzeit zurückreicht, wenn sie sich auch nicht dort beginnen läßt, wo das erste Mal der Name Slave gebraucht wird (im vierten Jahrhunderte bei Moses von Charone), wenn selbst die ältesten slavischen Historiker, der Mönch Nestor von Kiev (Chronik 1100, gedruckt 1834 zu Paris), Edmond Pfarrer von **Bossan** (Verfasser einer Chronik der Slaven von 804 bis 1170) nicht ausdrücklich unsere Slovenen berühren, so finden wir doch seit 300 Jahren ein fortschreitendes, literarisches Streben dieses Stammes, dem die gehörige Geltung nicht zu versagen ist. Dürfte doch der Name unserer Slovenen selbst von **Slovo** (das Wort) herrühren, und sie vielleicht nicht ohne hohen Nationalstolz sich **Slovenci** (Redende) im Gegensatz zu den Deutschen (**Njemci**, Stumme, Fremde oder Ausländer) heißen haben. Wir zählen noch kaum

drei Decennien, seit die Literatur der romanischen und germanischen Völker, jener der slavischen dieselben Rechte einzuräumen begann, welche das slavische Volk in der herrschenden Völkertrias von Europa einnimmt, kaum anderthalb Decennien, seit die steierischen Slovenen mit und ohne ihren benachbarten Stammgenossen mit wissenschaftlicher Vorliebe ihre Sprache literarisch zu benützen eilen, vor Allen aber, seit sie zur Einsicht kamen, daß Zersplitterung und Sectirerei in der Literatur so wenig als überhaupt im Leben zu Kraft und Stärke führen. Wir wollen versuchen, das zusammen zu stellen, was für und durch Slovenen geschrieben und geleistet wurde, und insbesondere bei dem verweilen, was der Lesewelt bisher zum Theile weniger bekannt sein dürfte.

Die gedrängteste Belehrung über die Geschichte der slavischen Sprache und Literatur gibt in neuester Zeit das 1852 von Talvi in Leipzig herausgegebene Handbuch, in welchem leider unsere Wenden auf 6 Seiten abgefertigt sind.

Vielleicht die wenigsten Slaven wissen, daß gerade ein Slave der erste Europäer war, dem in China auf Staatskosten ein Denkmahl errichtet wurde (Der russische Arzt **Josef Woitichovsky** 1829).

Sprache und Literatur der Slovenen mögen hier eine bescheidene, wenn auch nicht genügende Stelle finden, bei der wir nicht umhin können, auch das hinein zu ziehen, was bei den allernächsten Stämmen in Krain, Kärnthén und Croatien entweder durch oder für steie-

rische Slovenen mit allgemeiner Theilnahme geschrieben wurde.

Wir müssen bei den literarischen Anhaltspuncten unserer Slovenen natürlich mehr auf Agram, Laibach und Klagenfurt (dessen Seminar-Bibliothek allein bei 300 slavische Werke zählt) als älteste Sitze slovenischer Literatur als auf Graz, die Hauptstadt der Steiermark, Rücksicht nehmen. Waren es doch vor gerade 300 Jahren drei Männer, welche fast für immer die krainische Grammatik die älteste Schriftbasis unserer Slovenen regelten: Truber 1550, Dalmatin 1578 und Bohorič 1584.

Werfen wir einen Blick auf die ältesten grammatischen Leistungen der übrigen Slaven, so finden wir wir unsere Slovenen der Zeit noch ziemlich früh auf diesem Felde thätig. Die älteste slavische Sprachlehre erschien 1596 von **Zizania** in Warschau, das früheste russische Wörterbuch 1627 von **Berguh** in Kiew, die erste böhmische Sprachlehre von **Renesh** 1533, während sonderbarer Weise Böhmen schon 1309 nicht weniger als 7 Wörterbücher, 1476 schon eine gedruckte Uebersetzung des trojanischen Krieges, gleichzeitig eine Menge botanisch-agricultorische Werke, z. B. 1447 eines über das Inoculiren der Obstbäume besaß. Truber gab zuerst in Tübingen, wo der Herzog Christoph von Württemberg die erste slavische Druckerei errichten ließ, 1555 das Evangelium Matthäus, 1557 das ganze neue Testament heraus. Er starb 1586 als Pastor und unterscheidet sich in seiner Rechtschreibung von Dalmatin.

Der Laibacher **Bohoric**, ein Schüler Melancthons, gab 1584 seine slovenische Grammatik heraus, die nun bereits zu den bibliographischen Seltenheiten gehört.

Aber gleich nach diesen Männern treffen wir schon einen Steierer, der um die Literatur unserer Slovenen sich hoch verdient machte. Sebastian Kurler, der zwei und dreißigste Propst von Seckau, von 1589 bis 1619, war ein ausgezeichnete slavischer Kanzelredner, der oft in Grag und Witschein predigte, dessen slovenische geistliche Schriften aber leider 1782 bei der Aufhebung des Stiftes Seckau verloren gingen.

In der nachbarlichen croatischen Murinsel waren zur Zeit der Reformation zahllose slovenische Postillen und Katechismen besonders durch den kalvinischen Pastor **Miha Buhih** zu **Murakoz** verbreitet. Ein ganzes Jahrhundert darauf finden wir keine Spur literarischer Thätigkeit auf diesem Boden, bis der 1713 verstorbene Paul von **Vitezovich** wieder aneiferte für geistiges Leben. 1612 erschienen in Grag einige slovenische Evangelien und Episteln, 1715 in Laibach durch den Kapuziner Pater Hypolit eine neue Ausgabe der Grammatik von **Bohoric**, auch ein Wörterbuch, das aber im Manuscript blieb.

Einer der fleißigsten Slavisten war Pater Bernhard von Marburg, Kapuziner in dieser Stadt, dessen wichtiges Manuscript von 1760 **Dictionarium germanico slovenicum tam antiqua, quam nova usu recepta demonstrans, nec non Alphabetum vetus glagoliticum a Cirillo et Methodio inventum**, nun im Be-

siß des Sprachforschers **Jaffin** **Frauheim** sich befindet, 1778 und in zweiter Auflage erschien eine sehr flau windische Sprachlehre von **Markus Poehlin**.

Zu den späteren beliebten slovenischen Kanzelrednern gehörten der Großsonntager Dechant **Michael Djuik**, geboren zu Jerusalem in den Luttenbergen, dann 1788 der Pfarrer zu Allerheiligen in **Mihalovcen**, **Mathias Civilc**.

Zu den Dichtern: der einstige Pfarrer **Stefan Madrčak** zu **St. Nikolai** in Luttenberg.

Jappel, ein enthusiastischer Slavist, gestorben als Canonicus, gab unter andern eine krainische Bibelübersetzung heraus (1800 in 5 Bänden und 1804 besonders das neue Testament in 2 Bänden). **Ravnikar** verfaßte eine biblische Geschichte des alten und neuen Testaments.

Aber erst **Kopitar** nach seinen Forschungen in den ältesten Manuscripten der Münchner Bibliothek war es, der die Idee aufstellte, daß bei unseren innerösterreichischen Slovenen die Heimath der altslavischen Kirchensprache zu suchen sei. Er brachte durch seine Grammatik 1808 die rechte Einheit in die Sprache der innerösterreichischen Slovenzen.

Vodnik, geboren den 3. Februar 1758 zu **Obersišek**, studirte in Laibach und wurde 1784 als Franziskaner zur Seelsorge berufen. Er schrieb schon 1773 einige gute Aufsätze, später den Kalender **Velika praktika**, 1797 die erste krainische Zeitschrift **Ljubljanske novice**.

Von 1800 an finden wir ihn als Gymnasial-Professor in Laibach, wo er am 9. Jänner 1819 starb. 1806 gab er **Pesme sa pokušino** heraus, 1811 eine slovenische Grammatik 2c. Er war der Schöpfer des nationalen Liedes.

Zu den schönsten Hoffnungen literarischer Leistungen berechnete **Primic**, Professor der slovenischen Sprache in Grag, der aber leider schon 1814 im Wahnsinne sein Leben endete.

Volkmer starb in ziemlich hohem Alter 1817 als Kaplan zu St. Urban bei Pettau. Er war ein ausgezeichnete(r) Erzieher, der wie der noch lebende Pfarrer Flucher zu Witschein die trefflichsten Talente aus der Landjugend herauszufinden und auszubilden wußte. Er übersezte die meisten Fabeln in das Slovenische. **Povoden** Simon, der fleißigste und eifrigste Sammler, dem leider nur die historische Kritik mangelte, war bei Witschein geboren. Er war Archäologe, Historiker und Mitarbeiter an den Wiener Jahrbüchern der Literatur. Er starb hochbejahrt als Beneficiat in Pettau im vorigen Decennio. Seine kostbaren historischen und archäologischen Schriften, darunter ein Lesebuch der Geschichte von Pettau, vermachte er theils dem **Joanneo**, theils der Decanats-Bibliothek in Pettau.

Sind wir auch nicht so reich an slavischen Literaten als z. B. Rußland, das 1822 allein 350 lebende slovenische Schriftsteller meist von Adel zählte — ein Blick auf die Entwicklung der Behelfe der Literatur

der steierischen Wenden dürfte denn doch hier an rechter Stelle sein. Wir haben:

Sprachlehren von **Bohorič** 1584, **P. Hypolit** 1791, **Popovič**, **Kumerdi**, **Vodnik**, von **Kopitar** 1808 (1844 in Wien), **Smigoe** 1812, **Dainko** 1824, **Metelko** 1830, **Murfo** 1832 und 1843.

Wörterbücher **Mejser**, **Marfus**, **Gutsmann** 1789, **Vodnik**, **Murfo** 1833, **Javnik** 1832. **Zaff** arbeitet an einem kritisch vergleichenden Etymologikon; der Franziskaner **Stulli** gab unter Kaiser Franz ein sehr gutes illirisches Wörterbuch heraus.

Kanzelvorträge **Slomšek**, **Dr. Vogrin**.

Jugendchriften von **Dainko** (verlegt bei **Weizinger** in **Radkersburg**).

Liedersammlungen **Volkmar**, **Dainko**, **Modrinjak**.

Oekonomische Werke: in neuester Zeit erschienen von **Math. Vertovz**, Pfarrer zu **St. Veit** bei **Wippach** († 1851), in **Laibach** **Vinoreja** (Weinbaulehre) und **kemia obernjena na človežko življenje na kmetijstvo in njegove pridelke**. So sind gewiß die Keime geistiger Bildung unseren Wenden in ihrer Muttersprache geboten.

Die herrliche **krainska čbelca** erlosch leider nach einigen Jahrgängen; ob das durch **Kordeš** angelegte slovenische Theater in **Laibach** zum Leben erwacht, ist eine Frage. Das Vorbild slavischer Dramatik lieferten indessen schon sehr früh die Theologen zu **Kiow**, die auf ihren Reisen die Einrichtung

des Haman, die drei Knaben im Feuerofen 2c. aufführten.

Dechant Jaklin, ein gründlicher Slavist, starb am 23. Juli 1847 zu Luttenberg. In Laibach erschien 1839 die gemüthliche Lieder Sammlung von **Shaeel** und **Korivko**. Eine illyrische Karte Oesterreichs haben wir von **Dragotin Seljan**. — **Dr. Kočevan** in Verbindung mit dem Pfarrer **Raunikar** arbeitete 1847 an einem krainerisch-deutschen Lexikon. Professor **Robida** in Klagenfurt an einer Geographie. **Kosecky** übersetzte Schillers Jungfrau von Orleans und andere classische neuere Werke. 1847 starb der Domherr **Balant Stanik**, ein besonderer Beförderer der slovenischen Literatur.

Mehr Verbreitung verdienten durch Inhalt und Form des **Paul Vitezavič** (aus Zeng) **Oddiljenje Sigetska** (Thaten Zrini's Agram 1836), ferner von **Andreas Stipič: Dika in hod nepriatelj**a, Schicksale des I. croatischen Regimentes, das 1809 französisch werden mußte.

Urban Zarnik, geboren am 11. Mai 1784 bei **Potoka**, in Kärnthen, † 11. Juni 1844 als Pfarrer von **Blato grad** (Moosburg); unter vielen anderen gab er 1832 ein Etymologikon der slavischen Mundarten Innerösterreichs heraus.

Die Volksschriften führen uns nothwendiger Weise auf die slavische Jugendbildung und somit auf die verschiedene Schreibweise der Slovenen, von welcher wir uns zu den jüngsten Erscheinungen im Ge-

biete der slovenischen Literatur und Journalistik wenden wollen.

Das slavische Schulwesen umfaßt in der Lavanter Diöcese 14 Schuldistricte mit 125 öffentlichen Ober-Lehrern, ohne den Gemeinde-Lehrern; 10 darunter führen in Anerkennung ihrer Leistungen den Titel Musterlehrer. In der Seckauer 9 Schuldistricte mit 90 öffentlichen Ober-Lehrern, zusammen 23 Districte mit mehr als 250 Schulen.

Empfehlenswerth als Schulbücher wären die slavische Grammatik von **Vodhk**, die ganz angemessene deutsche Sprachlehre (in slavischer Sprache) von 1838. Ganz Steiermark hatte bis 1849 nur eine Lehrkanzeln für slavische Sprache in Graz! Beinahe Niemand war für den Unterricht in der Muttersprache für die Slovenen thätig, als die Geistlichen.

Als freundliches Musterstück einer moralischen Erzählung erschien 1842 von **Slomšek: Blaže in Nežica**. Noch wichtiger in den Händen des Volkes dürften die seit 1846 von ihm und später von dem würdigen Abten zu Gills, Herrn **Vodušek**, herausgegebenen **Drobtince** werden.

So mannigfaltig noch die Schreibweise der Slovenen ist, so stimmen doch die Meisten für die sogenannte illyrische, besonders finden das **z** als weiches **s**, **š** als scharfes **sch** und das **č** als **tseh** immer mehr Beifall. Vor und kurz nach der Reformation finden wir eine windoslovenische Literatur in Illyrien, neben der unabhängig im 16. und 17. Jahrhundert die dals-

matinische aufblühte; die Windoslovenen bedienten sich wechselnd der deutschen oder lateinischen, die Croaten der lateinischen, die Küstländer der glagolitischen, die Serben der alten Kirchenschrift, die Bulgaren und ein Theil der Dalmatiner nahmen die russische Schrift an. Trotz dem braucht der Ueingeweihte nicht zu erschrecken vor dieser bunten Mannigfaltigkeit auch dann nicht, wenn er liest, daß **Berlić** in seiner illyrischen Grammatik 22 verschiedene slavische Schreibweisen in 8 Orthographien zusammenstellt.

Ljudevit Gaj löste die Aufgabe der Einigung der Illyrier zu einer Schriftsprache. Er brach mit seiner croatischen (bald darauf illyrischen) Nationalzeitung und seiner **Danica** als fünf und zwanzigjähriger Jüngling die Bahn, in jenem Dialecte, der in dem Grenzlande, Dalmatien und Bosnien herrschend ist, den die dalmatinische Literatur zur Schriftsprache erhoben hatte. Unsere Sprachzwiste wiederholten sich auch bei den Slovaken in Ungarn, aber erst in der neuesten Zeit. Ist doch ihr Idiom das einzige slavische, welches Doppellaute hat. Sprachlehren, Wörterbücher und Zeitschriften sind die Hülfsheere der Volksliteratur, leider sind diese meist nur durch vereinte Kräfte möglich, so durch **Gesellschaften**, wie die **Matica Srbska** in Pesth bei einem Vermögen von mehr als 140,000 fl., die **Matica Česka** in Prag, welche 1852 über 4000 Mitglieder zählte. Das große deutsche illyrische Wörterbuch von **Dr. Ursarević** und Prof. **Mazuranić** hat noch wenig Eingang in Steiermark. Weit entfernt von ei-

ner allgemeinen südslavischen Schriftsprache sind wir noch durch die Indolenz der türkisch-slavischen Provinzen, die Opposition der Serben gegen die organische Rechtschreibung nach tschechischem Vorbilde.

Croatisch-illyrische Literaten von Einfluß auf Steiermark sind: **Gaj**, **Demeter**, **Kukuljevič**, **Vraz**, **Kakovač**, **Pak**, **Stovs**, **Emerich Bogovič**, **Wilhelm Teresky**. Demeters Tragödie **Tenta**, **Kukuljevič** als Novellist, **Vokotinovič** und **Vraz** als Lyriker; viele Gedichte in den Zeitschriften **Danica** und **Kolo** sind allgemein bekannt und beliebt. **Gaj** arbeitet an einem Geschichtswerke der südslavischen Provinzen. **Tomazič** in Agram an den **Iskre** (Funken).

Jozef Drobnic, geboren zu St. Gemma an der Sottla 18. April 1812, einst Kaplan zu St. Jakob bei Tüffer, dann Supplent in Gills, verfaßte 1846 ein illyrisch-deutsch-italienisches Wörterbuch, das in 4 Bändchen 20 Bogen stark bei den Mechitaristen in Wien erschien. Nicht unbedeutend für linguistische Bildung der steirischen Wenden ist der rasche Aufschwung der illyrischen Literatur im nahen Croatien, besonders für die Bewohner des untersten Marburger Kreises, weit kräftiger aber greift das deutsche Element, gerade seit den letzten 10 Jahren nicht bloß unter den Slovenen des obern Marburger Kreises vorzugsweise unter den intelligentesten und wohlhabendsten derselben den Windischbühlern, sondern auch selbst am Pächern, an der Sann und Save um sich, und vielleicht bei keinem Volksstamme der großen Monarchie wird mit jedem Tage

der Grundsatz: Ein Gott, Ein Kaiser, Eine Regierungssprache, mehr herrschend als bei unseren Slovenen. Viele Verbreitung fanden die Schriften von **Kempel**, geboren 1790 zu **Pellicberg** im Gau der **Savnicaren** — aus jener Familie, deren Söhne noch die nationale **Krempler** Musikgesellschaft bildet, er studirte in Marburg und Gratz, kam 1814 als Priester nach **Kadfersburg**, dann aber nach **Pettau**, wo er bald die Liebe des rastlosen Archäologen und Historikers **Povoden** gewann; 1817 wurde er Pfarrer in **St. Lorenzen**, und zeichnete sich als fruchtbarer slovenischer Schriftsteller durch Gebethe, Sagen, Legenden zc. aus. Er wurde dann Pfarrer in **Kleinsonntag**, wo er 1839 eine Geschichte der **Steiermark** in wendischer Sprache herausgab und seit 1844 als eifriger unermüdeter Forscher rastlos thätig für die **Alterthümer** und die **Geschichte** seines Volkes, viel zu früh, am 22. December, alt 54 Jahre, starb.

Auf die Sprache der Slovenen und ihre einst zu erreichende Einheit dürfte Niemand wichtigeren Einfluß haben, als gerade die **Koriphäen** der **altslavischen Literatur**, deren Leben und Thaten — längst veremigt durch die Geschichte, wir nur der **Vollständigkeit** wegen hier in gedrängten Zügen einflechten.

Bartholomä Kopitar, geboren 23. August 1780 zu **Keseje** in **Oberkärnten**, studirte in **Laibach**, in **Wien**, wo er zur **Hofbibliothek** kam, 1814 brachte er von **Paris** die durch die **Franzosen** 1809 in **Wien** geraubten **Bücherschätze** zurück. 1808 gab er seine **Grammatik** der

slowenischen Sprache in Krain heraus. Er richtete sich ganz nach **Dobrovsky**, und starb am 11. August 1844.

Jan Kollar gab 1843 in Pesth ein Verzeichniß aller slavischen Maler und Kupferstecher heraus, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Er theilt sie in die slavisch = heidnischen und slavisch = christlichen Künstler. Er, der berühmte Dichter von **Slavi Deera**, ist am 29. Juli 1793 geboren, studirte in Preßburg und Jena Theologie, machte große Reisen und begann 1820 die Reihe seiner Werke. **Paul Josef Šafarik**, der größte slavische Alterthumsforscher, geboren 13. Mai 1795 im Dorfe **Habeljarovo** in Ungarn, wo sein Vater evangelischer Prediger war, studirte in Rosenau und Kásmark, gab 1814 die ersten Gedichte in Leutschau heraus, 1826 in Ofen die Geschichte der slavischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten, ging 1815 nach Jena und lebt seit 1832 als Privatmann in Prag.

Reihen wir an diese Sterne erster Größe unmittelbar jene steierischen Slowenen, welche die größten Verdienste um die sprachliche Bildung ihrer Landsleute haben.

Dainko Peter, geboren 23. April 1787 zu St. Peter bei Radkersburg, Dechant in Großsonntag, der zuerst eine umfassende und richtige, wenn auch nicht allen Wünschen entsprechende Sprachlehre für die steierischen Wenden herausgab. Als fremdartige, wenn auch auf das ältere Kirchenlavisch beziehbare Buchstaben erscheinen bei ihm y (nji), ſ sch, x scharfe sch, y (v) und y tsch. Man hat **Dainko** die Vermehrung

der Buchstaben zum Vorwurfe gemacht, und dabei vergessen, daß aus den ursprünglich 46 Buchstaben des altslavischen Alphabetes die Russen 35, die Serben 28 benützen.

Slomšek Anton, geboren 26. November 1800 zu Poniggl in Steiermark, früher Pfarrer zu Saldenhofen, nun Fürst-Bischof von Lavant, also eigentlicher Bischof der steierischen Wenden. Geistlicher Schriftsteller, musterhafter Prediger, Verfasser eines Wörterbuches in Slovenischer zc. **Slomšek** ist seit 1846 auch Verfasser von **srečna pot življenja** (Seliger Lebensweg), **Evangelja svetga hrana** (Brot des heil. Evangeliums), **Blaže v šoli** (Blasius in der Schule), **Drobtinec** (Brosamen), (erschieden zuerst 1846 Seiten 236). Die vier slavischen Hauptsprachen: Russisch, polnisch, illyrisch und böhmisch sind ihm gleich geläufig.

Terstenjak Davorin, geboren 8. November 1817 zu St. Georgen an der Stainz in Steiermark, Professor der Religion und bis 1853 der slovenischen Sprache am Obergymnasium in Marburg, früher Cooperator zu Schleinitz und Pettau, Seelsorger zur Zeit des Typhus im dortigen Militärspitale, mit dem Verdienst-Kreuz geziert, seit Jahren beschäftigt mit dem Studium der Wenden, ihrer Sprache, Sitten, Gebräuche, Alterthümer, ihrer Parallelen mit anderen slavischen Völkern, läßt für die Folge als scharfsinniger, mit Unparteilichkeit, strenger Kritik und doch warmer Vorliebe für seinen Stamm ausgerüsteter Forscher, durch seine Genialität und Gelehrsamkeit, als Lyriker,

Archäolog und Historiker nur Gediegenes und Großes erwarten.

Murko, geboren 28. Juni 1809 zu St. Ruprecht in den Windischbüheln, Dechant zu Sauritsch, Verfasser einer einfachen Sprachlehre und eines sehr brauchbaren windisch-deutschen und deutsch-windischen Wörterbuches.

Zaff Georg, geboren 13. April 1814 zu Dreifaltigkeit in Windischbüheln, Cooperator in Frauheim, eifrigst beflissen, die schönen gemüthlichen Lieder seines Volkes zu sammeln, und ein vergleichendes Wörterbuch mit Nachweisung der Verwandtschaft wendischer Wörter und Redensarten mit den übrigen slavischen Dialecten zusammen zu stellen. Im zweiten Heft V. Jahrgang 1847 der Jahrbücher für slavische Literatur ist der Entwurf eines gesamt slavischen Alphabetes auf lateinischem Grunde nach den Ansichten eines Südslaven von **Zaff** entwickelt, 18 enge Seiten stark. **Zaff** ist des Sanskrites vollkommen mächtig. Zum Petrarca der Slaven schien der Genius der Dichtkunst einen der edelsten Untersteirer **Stanko Vraz**, geboren 1810 zu Ceroves im Gau der Lutomirski, in den rebengepriesenen Luttenberger Hügeln bestimmt zu haben. **Vraz** studirte zu Marburg und Graz, schon in früher Jugend hochbegeistert für die Dichtung. Seine Poesie spielt in den schwierigsten Wendungen mit der vollendeten Gefälligkeit italienischer Formen. Von ihm erschienen die unübertrefflichen **Djulabic** (Aepfelblüthen) und die „**Glasi iz zeravinske dubrave**“ mit so allgemei-

nem Beifalle, daß sie ihm in der italienischen Uebersetzung namentlich bei den Venetianern den Namen **Petrarca degli Schiavoni** erwarben. Seit 1846 entfaltete er seine geistige Kraft als Secretär der **Matica** in Agram.

Auch ihn, den Sänger der **Gusla** und **tombura**, ereilte der Tod in der Blüthe seiner Hoffnungen zu Agram am 24. Mai 1851. Er starb an der Lungensucht. Er war einer der ersten Begründer der neueren illyrischen Literatur im Westen des Sudslaventhums. Die Brüder **Ivan** und **Anton Mazurani** besorgen die Ausgabe seines Nachlasses zu Gunsten der **Matica**.

Von den von **Vraz** so muhfam gesammelten illyrischen National-Liedern erschien 1839 der erste Band; 1853 soll nach langer Unterbrechung der zweite erscheinen. Gelehrte Kritiker stellen die lyrischen Werke unseres **Vraz** in Parallele mit den Koryphäen der polnischen Lyrik: einem **Rey v. Naglovi** († 1569), den drei **Kochanovsky**, dem gekrönten **Rybinski** zc. Seine Bibliothek vermachte er dem vaterländischen Museum der Stadt Agram, in welcher er auf dem St. Georgs Friedhofe ruht. Kein Slovene wandere ohne Gruß am Grabe des Gefeierten vorüber!

Bevor wir eine chronologische Aufzählung unserer slovenischen Literatur weiter versuchen, geben wir nur einige gedrängte Andeutungen aus den über die ältesten den Slaven gemeinsamen und so mit kostbarsten literarischen Antiquitäten bereits erschienenen Schriften.

Kirchenlavisch ist die ehrwürdige Mutter aller slavischen Literatur und zur Zeit des Methudius und Cirillus muß die slavische Sprache in der That bereits eine hohe Stufe der Bildung erreicht haben, weil es sonst nicht möglich gewesen wäre, den fremdartigen Gottesdienst des Christenthums so rein und richtig in das Slavische zu verpflanzen, daß man seine Abhaltung in selber verlangte und erhielt.

In der Bulle, durch welche Papsst Johann VIII. den Slaven im J. 800 das Recht ertheilte, den christlichen Gottesdienst in ihrer Sprache zu feiern, wird ausdrücklich (*in epistola data mense Junii Indicatione decima tertia*) ein Priester Constantin als Erfinder des slavischen Alphabetes genannt. Slavischkatholischem Gottesdienste konnte man noch in jüngster Zeit alle Morgen in der St. Thomas Kirche bei den Franziskanern in **Capo d'Istria** beiwohnen.

Den Männern also, welche das Alt- und Kirchenlavische zugänglich machten, kann Mit- und Nachwelt nicht dankbar genug sein. Es ist ein großer Triumph für unsere steirischen Slovenen, sich in den Reihen der gepriesensten Forscher der Neuzeit würdig vertreten zu sehen.

Die ältesten Werke slavischer Literatur bestehen meist in zerstreuten Volksliedern und in den Bibelübersetzungen des Cirill und Methudius in einer Mundart, wie sie den Idiomen des alten Panonien zwischen der Raab, Mur, Drau und Save am nächsten kommt. Jene Apostel scheinen diese Mund-

art in ihrer Vaterstadt Theſſalonike, wo unter Kaiſer Michael III. faſt die ganze Bevölkerung ſlavisch war, erlernt zu haben.

Beide Brüder waren aus edlem Geſchlechte, Cirill (wie oben geſagt Conſtantin) ſtarb am 13. Februar im Jahre 868, vierzig Tage nachdem er vom Papſte Hadrian zum Biſchofe geweiht worden war.

Bei den griechiſchen Slaven ſind die Kirchenbücher noch immer das wichtigſte. Das älteſte ſlavische Sprachdenkmal iſt das Evangelium von Oſtromir 1056, die erſte vollſtändige ſlavische Bibel das Moſkauer Manuſcript von 1499. Die Moſkauer Kirchenbibliothek bewahrt allein über 700 altſlavische Codices.

Die Böhmen haben für ihre Archäologie einen Šafarik und Dobrowsky, die Slovenen Kopitar und Miklošič.

Wie die Brüder Grimm für die deutſchen Sprachforſchungen bis auf das Gothiſche zurückgehen mußten, ſo die Slaven auf die Kirchenbücher, aber nur wenige der letzteren ſind in Handſchriften im alten Idiom vorhanden, die meiſten wurden nach den Volksdialekten verändert, in die ſie übergingen.

1836 gab Kopitar die *Glagolita Cloecianus* heraus ſammt einem dazu tauglichen *Vocabular*; Miklošič aber 1845 in Leipzig die *Radices linguae slovenicae veteris dialecti* und 1849 in Wien: *Lexicon linguae slovenicae veteris dialecti* mit mehr als 18,000 Wörtern, viele in Formen, die bis in das 10. Jahrhun-

dert zurückreichen; als Quellen führt er 27 handschriftliche und 26 gedruckte an.

Dr. Franz Miklošič, am 20. November 1813 geboren in Luttenberg, angestellt an der Hofbibliothek in Wien, studirte in Marburg und Graz, wo er im Jahre 1836 die Lehrkanzel der Philosophie supplirte, bewies seine Kenntniß des Altslavischen und des Sanskrites. Auf 22 Seiten gab er 757 Zeilen aus einem Codex aus dem 11. Jahrhunderte, der in der Laibacher Bibliothek sich befindet. Wichtig sind die angehängten 5 **Epimetra grammatica**.

1847 folgte von ihm ein altslavisches Lesebuch mit altslavischer Lautlehre: **Vitae sanctorum ex Codice antiquissimo palaeo slovenico** 54 Seiten. Aus der Wurzel des Sanskrit entwickelten sich die 3 Aeste, die slavische, deutsche und griechische Sprache — die nebst der lateinischen durch ihre 3 Geschlechter auffallen. Nach **Dobrowsky** zählt das Altslavische allein 1605 Wurzelwörter, hat keine Doppellaute, und so wie später alle slavischen Worte kein **l**. Selten fängt ein Wort mit einem **A**, fast nie mit **E** an.

Wir dürfen zum Troste der Slaven nicht gar so vergebens unter den **Cimelien** (kostbaren Schaustücken) der Bibliotheken zu Wien, München, Paris etc. nach seltenen alten slavischen Büchern suchen, war doch das kostbarste Buch, das bei der Krönung der französischen Könige zu Rheims im Gebrauche war, ein slavisches, finden sich doch jetzt noch in der Universitäts-Bibliothek zu Krakau alte Handschriften der Wolgaren (Bulgaren)

neben dem Manuscripte über den **Twardowsky** (polnischen Faust).

Es ist nicht zu bezweifeln, daß gerade in den überreichen Bibliotheken Oesterreichs noch ein ungekannter Schatz nicht bloß altdeutscher, sondern auch slavischer Handschriften verborgen liege. Befindet sich doch das älteste polnische Schriftdenkmal (ein Psalter aus dem 14. Jahrhundert) in der Stiftsbibliothek zu St. Florian bei Linz.

1846 gab **Hanka**, Bibliothekar in Prag, der 1817 die **Königinhofer** Handschrift entdeckte, das **Rheimsche Evangelium** heraus. Es heißt **Sagave Evangelium**, weil der cirillische Theil vom hl. Prokop, Abt von Sagave, eigenhändig geschrieben ist. Kaiser **Carl IV.** schenkte es dem Kloster **Emaus**, wo der glagolitische Theil beigefügt wurde. Das ganze Buch war in Gold, Edelstein und Reliquien gebunden. 16. October 1419 stürmten **Ziškas** Hussiten das Kloster **Emaus** und nahmen unter anderer Beute auch dieß Buch, das 40 Jahre im Besitze einzelner Hussiten blieb. 1546 brachte es ein **Kostbarkeiten-Händler** zum Concil nach **Trient**, wo es der Cardinal von Lothringen, Erzbischof von Rheims, erstand. Hier unter den Krönungsschätzen erkannte es 1717 **Peter der Große** zuerst als slavisch. In der Revolution wurde es seines Schmuckes beraubt, endlich von einem **Russen Turgenjew** entdeckt. **Glagolitische** Schriften befinden sich auch in der **Baron Zoisschen** Bibliothek in **Laibach**, darunter von 1750 ein glagolitisch geschriebener Briefwechsel zwischen kaiserlichen und türkischen Grenzcommandanten.

Der glagolitische Codex des Grafen Klotz ist von größter Wichtigkeit für den Beweis, daß die glagolitischen Schriften viel älter, als aus dem 13. Jahrhunderte seien; denn aus dem 12. Jahrhunderte fand sich in Macedonien eine solche Handschrift — Reden des Gregor von Nazianz. Ein Psalter von 1220 wird dem hl. Hieronymus zugeschrieben. Im Pariser Codex vom 10. Jahrhunderte ist ein glagolitisches Alphabet als **Abecinareum Bilganicum**. Nach Kopitar war das Glagol das bürgerliche, die Kirilica das Kirchen-Alphabet.

Es war im Jahre 1830, daß Kopitar in der Bibliothek des Grafen Klotz in Tirol glagolitische Manuscripte aus dem 11. Jahrhunderte entdeckte. Er gab sie 1836 in Wien heraus und weist in ihnen als herrschend den alten slavischen Dialect unseres Landes nach. Das erste gedruckte Meßbuch mit glagolitischen Buchstaben ist von 1483. Eine cirillisch-slovenische Druckerei wurde 1518 in Venedig errichtet. Aber schon 1491 bestand ein gedrucktes Meßbuch mit cirillischen Lettern; drei Jahre früher ward die erste Druckerei in Krakau errichtet.

Daß Cirill und Methodius schon ein Volk fanden, welches durch seine gebildete Sprache geeignet war, höhere Begriffe leicht aufzunehmen, ist unstreitbar. Ebenso gewiß ist es, daß sie bereits die Schreibekunst, wenigstens bei den Priestern, den Hütern der geistigen Cultur, bei jedem patriarchalischen Volke vorfanden, und die Runenzeichen eben so gut den Slaven, als den Germanen angehörten.

Selbst der Name Runen läßt sich vom slavischen **gronit** (sprechen) herleiten, aus dem **hroni, hruni** — Runen — entstanden sein könnte. Beweis dafür geben die bei Regau ausgegebenen, zum Theile im Joanneum zu Graz, zum Theil im Antikencabinete zu Wien befindlichen Helme, deren räthselhafte Inschrift Professor **Koharsky**, die altslavische Leseweise, jene von der Rechten zur Linken, vorziehend, dahin entzifferte, daß die Inschrift lautet: **Zida kn tu ali Jarmysl župni pan v Api** (Maurer hier ruht Jaromil der Gaugraf von **Api**) oder in der Erde, da **Apia** die Mutter Erde bedeutet, daher auch um Marburg **Apakod** oder **Opok**, erdiger Schiefer, in Croatien der Gruß **Apa** oder **Jape** (Großvater) **Apica** (Großmutter) an alte Leute. **Api** könnte aber auch in der Fundgegend der Helme einen Gau vielleicht Abfall bedeutet haben, das noch jetzt **Apacé** heißt.

Runen als geradlinige Buchstaben scheinen schon durch die Phöniciern zu den Ahnen der Slaven, so gut als zu den Aßen gekommen sein. König Olaus setzte sie auf den Wunsch Papstes Silvester II. im Jahre 1000 in Schweden als Zaubersformeln außer Gebrauch.

Die **Kalla**, ein Stück Holz mit Runen, wurde wie bei uns die Briefe, weit durch das Land geschickt, um einen Entfernten von etwas in Kenntniß zu setzen. Daß die alten Wenden in frühester Zeit ihre Gesetze und Rechte zu einer Art von Vollkommenheit gebracht hatten, beweist uns selbst die traurige Loosung in manchem späteren Bauern-Aufruhr, wo immer das **stara**

pravda (die alten Rechte) als Motto galt. Wenn Ci-
rill schon vor seinem Alphabet Schriftzeichen bei den
Wenden fand, so dürften sie selbe wohl von den Etrus-
kern erhalten oder vom Oriente aus mitgebracht haben.

Während große Gelehrte, wie Göthe, Taloi, der
französische Publicist **Desprez** uns auf den reichen Schatz
der slavischen Sprachen aufmerksam machten, während
in Laibach **Prešerns** herrliche slovenische Lieder be-
geistert einwirkten auf das Herz der Jugend, wies
leider noch einer unserer größten Historiker alle slove-
nische Sprachforschung und Literatur in Steiermark von
sich, nicht einmal der Mühe einer auch nur oberfläch-
lichen Bekanntschaft sie würdigend. An ihm scheiterte
das Beispiel der großen Geister Herder, Grimm und
Schlözer, welche mit Lust und Liebe beim Sprach-
Schatze der Slaven verweilten. Es ist unbegreiflich,
wie man Neigung für die Griechen und ihre Classici-
tät zur Scham tragen und jene Sprache übergehen kann,
die an Bau und Klang, Wortgleichheit, Reichthum und
Biegsamkeit mit dem Griechischen am meisten gleich
steht, die slavische. Macht doch schon Ulrich von Hutten
die sehr wichtige Bemerkung: **Ingenia Slavorum habent
sane graecum quiddam referentia**. Hätte es für die
Slaven sprachliche und geheiligte Einigungspuncte ge-
geben, wie für die alten Griechen die Orakel, Spiele
und Stammbündnisse, so würde **Derzawins** Ode
an Gott, die in China und Japan mit goldenen
Buchstaben auf Seide in den Tempeln prangt, wenig-

stens, was leider noch der Fall häufig ist, nicht bei so vielen Slaven ein unbekannter Name sein.

Herder rühmt an den slavischen Sprachen, daß sie zur Nachbildung fremder Idiome in jeder Wendung, in jedem Uebergange geschickt seien. Die illyrischen Hexameter des **Katančić** geben den griechischen, die Stanzas des **Prešern** den italienischen Nichts nach. Wie erst, wenn unseren Südslaven die Literatur der westlichen Stammgenossen mehr zugänglich sein wird, von denen 1850 Böhmen allein 390 lebende Literaten zählte.

Ich finde es nothwendig, insbesondere auf die ruhmvollen Bestrebungen so vieler unserer braven slovenischen Innerösterreicher aufmerksam zu machen, welche frei von Vorurtheil, mit deutscher Bildung ausgerüstet, die wahre nationale Bildung ihrer Stammgenossen durch tausend Opfer zu fördern trachteten und dazu ganz richtig jenen Weg für den ersten und wichtigsten ansahen, außer dem kein geistiges Ziel der Bildung erreichbar ist — die Sprache, ihr Aufleben und ihren Aufschwung, ihre allmälige Verbindung und Einigung mit den verwandten Idiomen und das Bervollkommen einer, allen Stammgenossen leicht verständlichen, Schriftsprache.

Man fand die Alphabet-Streitigkeiten der Krainer, Steierer und Croaten kleinlich, man machte das Ausstreben des Illyrismus nach Reinheit und Einheit der Sprache sogar lächerlich, und vergaß dabei, daß, wenn unsere Deutschen sich nicht vor 100 Jahren mit Kraft

dieselbe Bahn gebrochen, sich gewaltsam von französischem Färbestoff der Sprache frei gemacht, und eine allgemeine Schriftsprache und Rechtschreibung sich erkämpft hätten, wir noch im nämlichen Babel der Sprachwirren uns drehen müßten. Es ist sonderbar, daß der Deutsche bei seinen südwestlichen Nachbarn so wenig, bei den südöstlichen so viel lächerlich findet, was **mutato nomine** doch auch bei ihm vorkommt. Man belustigt sich über die Werke des Fürsten **Wisnowicki** ohne **R** (weil er kein **R** aussprechen konnte) und vergißt, welchen Beifall meist in Deutschland der matte Roman ohne **R** fand. Auch bei uns war der innere Krieg der Idiome nothwendig, bis das Hochdeutsche den Sieg und die Alleinherrschaft erfocht, und es ist gewiß nicht zu läugnen, daß unter den besiegten und zurückgedrängten deutschen Dialecten mancher einen noch gar nicht gewürdigten Reichthum von Biegsamkeit und Bildlichkeit des Ausdruckes und poetischer Schönheit in das begrenzte Privatleben seines Stammes zurücknahm. Man wundert sich, daß **Dobrowsky** seine slavischen Werke, um allgemein verständlich zu sein, deutsch oder lateinisch schrieb, that ja unser großer Leibniz auch dasselbe, bediente er sich doch noch vor 100 Jahren für die Deutschen der lateinischen Sprache, dafür erschien (1851) **Dr. Ivan Kollars** slavisches Altitalien (nach seiner Meinung ist der veneto-illyrische Stamm der verbreitetste in Italien) — 100 Druckbogen mit 37 Tafeln und 400 Abbildungen czechisch — ohne Besorgniß, nicht eben so sehr das Interesse der Slovenen zu erregen und zu

fördern, als wenn es in einem der südöstlichen slavischen Idiome geschrieben wäre.

Erst wenn das Wort lebendig eingreift in die Sitten des Volkes, wenn es mundgerecht wird im täglichen Verkehre des Lebens, gleicht es dem Samenkorn, dem unter günstigen Verhältnissen eine segenreiche Ernte entsproßt, Kirchengesänge und Volkslieder, Zeitschriften und wohl vor Allem die begeisternden Klänge der Dichtung sind die wichtigen Hebel besserer Volksbildung allüberall.

Auch in dieser Beziehung war die neueste Zeit bedeutungsvoll für unsere Slovenen. Es sei uns nur vergönnt, einige der hervorragendsten Erscheinungen dieser Art hervorzuheben.

Schon 1846 erschien bei Leon in Klagenfurt vom dortigen Stadtpfarr-Kaplan Mathias Majer ein 236 Seiten starkes Kirchengesangsbuch der innerösterreichischen (und venetianischen) Slovenen, das nebst Gebeten auch 81 Lieder (39 mit Melodien) enthält.

Majers „*Pesmarica*“ ist hinlänglich bekannt, seine Sammlung slovenischer Volkslieder dürfte sich verdienten Beifall erwerben.

Das historische und poetische Lied, von anderen Slaven bereits mit Glück bearbeitet, erfreut sich allmählig auch bei den Slovenen des regsten Fleißes. Nicht ohne bedeutende Nachwirkung blieben die edlen Beispiele hochherziger Dalmatiner und Slavonier. Aus ihnen bemerken wir nur unter den älteren: *Ivan Gundulić* (geb. 8. August 1588 in Ragusa, † 20. October

1638), einer der fruchtbarsten Schriftsteller, der mehr als 20 Werke in seiner Muttersprache der Lesewelt übergab.

Aus den jüngeren: **Matthias Peter Katanič**, 1750 zu **Volsavo** in Slavonien geboren, Mitglied des Kapistraner-Ordens und Professor in **Essegg**; † 1825 in **Dfen**; Verfasser vieler Werke in illyrischer Sprache.

Katalinič, geb. 1769 zu **Trau**, studierte Theologie zu **Spoletto** und **Rom**, und mit gleichem Erfolge die Rechte, ward 1806 Friedensrichter, 1812 **Schwabrons**-Chef der französisch-illyrischen Reiterei, † 1847 in **Spalatro** als österreichischer Major und hinterließ eine Geschichte Dalmatiens in zwei Bänden.

Während die „**Zora**“ als dalmatische Zeitschrift immer matter wurde, der „**glasnik dalmatinski**“ aber seinen Ruf als solche behauptete, erschien durch den slovenischen Verein in **Laibach** die „**slovenska Gerlica**“, eine sehr nette slovenische Liedersammlung, ein würdiges Seitenstück zu den 1840—1841 von **Sušil** in zwei Bänden herausgegebenen mährischen Volksliedern. Die krainische Zeitschrift „**Kmetiške in rokodelske Novice**“, ein Blatt, dem nur wenige an Gemeinnützigkeit und Brauchbarkeit gleich kommen, zählt an zwei Tausend Abnehmern. Als volksthümliche Dichter stehen Pfarrer **Jarnik**, Domherr **Stanik** und Professor **Zuppan** in hoher Achtung. Das slovenisch-deutsche Wörterbuch von **Janežič**, und das serbische des **Vuk Stefanovič** dürften wesentlich zur Spracheinigung der Südslaven mitwirken. Das

Erwachen der letzteren aber zum poetischen Selbstbewußtsein ist in neuester Zeit ein eben so allgemeines, als es das Streben nach Wissenschaft bei den Böhmen von jeher war. — Unvergessen dabei die dramatischen Leistungen der letzteren, die lieblichen Dichtungen des in der Jugendblüthe verstorbenen **Ehmelinsky** zc. Während die Sammlungen slovenischer Lieder **Čelakovski** 1822 und **Kollar** 1823 (neuerlich 1835) nicht ohne Nachwirkung auf unsere Slovenen blieben, rief der verdienstvolle **Čop** (ertrauf 1834 beim Baden in der Save) 1830 die **krajska čbelica**, die lieblichste aller poetischen Spenden, ins Leben. Ihre Schwingen waren die moderne Muse **Prešerns** (**Dr. Prešerin**) und die Elegien des **Kastelič**. Leider erschienen nur 4 Bändchen, schon 1834 stockte das Unternehmen. Im April 1850 lebte zu Klagenfurt die „**Slovenska Bčela**“ auf, welche sich schnell gefeierter Mitarbeiter: der Herren **Majer, Robida, Šribar, Janežič, Kelih, Lesjak** zc. erfreute. **Prešerns** kleines Epos: **Kerst pri Savici**, die Dichtungen des Pfarrers **Zemlja**, **Kosesky's** Uebersetzungen von Schillers Balladen und Jungfrau von Orleans. **Dr. Klančnik's** (geboren 1810, † 1844) vielseitige Schriften, **Mačuns** (eines Steiermärkers, nun Professor in Agram) slovenische Anthologie sind reizende Blüten auf dem Parnasse der Slovenen; während auf dem nahen **Pindus** der Stammgenossen die jüngste Zeit wieder herrliche Früchte reift; so bringt die Nationaldruckerei zu Agram die Kristinde des **Palmotic**,

Die **Matica** brachte vor Kurzem die Gedichte des Ragusaner **Dinko Kanjina**; Hauptmann **Preradović** gab wieder einen Band seiner Gedichte heraus.

Mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften gibt **Dr. Miklošič** den **Codex Suprasliensis**, das älteste bisher bekannte Denkmal der slavischen Kirchensprache, heraus.

Aus der Seele des Wendenvolkes fliegen in neuester Zeit die 1847 bei **Blasnik** in Laibach erschienenen krainischen Gedichte des **Dr. Prešern**, des gediegensten jüngst verstorbenen krainischen Sängers. Sie bestehen aus 5 Abtheilungen und einem Sonettenkranze.

Die erste umfaßt lyrische Gedichte, darunter **Orglar, Slovo od mladosti**. Die Epigramme sind eben so scharf, als wichtig.

Prešern starb, müde eines Lebens voll arger Täuschungen, als Advokat in Krainburg. Ein einfaches Monument in der alten Herzogsstadt Krains, in der Stadt der 3 Flüsse, erinnert an den Ernst Schulze der krainischen Slovenen.

Zu den schönsten Hoffnungen berechtigen die krainischen Dichter **Kosesky, Potočnik, Kastelic** und **L. Toman** zc., deren Schreibweise fast durchgängig den steierischen Wenden leicht — jenen des Saugauers insbesondere vollkommen verständlich ist.

Die neueste Zeit bot bei der Kampfaufregung der Südslaven dieselbe Liedermenge, wie wir sie bei den Germanen in den blutigsten Kämpfen bemerken.

Den Südslaven gab von jeher die Behauptung ihres Glaubens zc die herrlichsten Liederstoffe. Unter allen slavischen Nationen haben in neuester Zeit nur die Serben und ihre Stammverwandten längere epische Dichtungen, in denen zwar nicht der fühne dramatische Character der Balladen der germanischen Völker, aber jene eigenthümliche Färbung erscheint, die uns die alten Classiker ewig neu erhält.

Die epischen Heldengesänge von **Car Nemanic** und seinen Kampfgenossen, vom frommen Helden **Lazar**, den die Türken hinrichteten, von den Schlachten am **Amselfelde (kosavo)**, in welchen 1389 und 1447 Serbiens Helden — Jünglinge (**junak** beides bedeutend) erlagen; vom serbischen **Cid Marko kraljevic** sind die reichsten Fundgruben dichterischer Perlen.

Die Thaten der Helden im Kriege der Serbien gegen die Türken 1801—1815 sang der blinde **Filipp**; in seinen Liedern erscheinen vereinigt **Javko Katic**, **Kara Juri**, **Stojan Cupic** zc. Dem alten Sänger **Milia** am Hofe des Fürsten **Milos** lauschte **Vuk Stefanovic** so viele herrliche Lieder seiner Sammlung ab — so wie bei unseren Slovenen der wackere **Baff** in **Fraenheim** sich von Greisen des **Bachers** die Reste dortiger Lieder vorsingen ließ, um sie zu sammeln und ihr Andenken unter den steierischen **Wenden** zu bewahren, eine rühmliche Aufgabe, der in größerem Maßstabe theilweise die Uebersetzung slovenischer Lieder durch den gefeierten **Anastafius Grün** in neuester Zeit entsprach.

Selbst die Waffenthaten der letzten Jahre 1848 bis 1850 hört man auf den Jahrmärkten zu **Krusevač**, **Belgrad**, **Titeb**, **Karlovič** abfüngen.

Trefflich sind die Dichtungen: **Djengič Aga** des oben erwähnten **Ivan Mazuranič**, die jüngsten Helden-
gesänge des **Julius Radisič**, darunter das Auf-
treten des Ungars **Černovič**, eines Abkömmlings des
Patriarchen **Arsenius**, der einst die Serben über die
Donau führte — **Černovič**, der nicht den Muth fand,
gegen die Serben, seine Landsleute zu kämpfen! Ein
zweites Lied, die Vertheidigung von **St. Thomas** durch
Hauptmann **Peter Biga** gegen **Messaroš** 7. August
1848, ein drittes, der Brand von **Tamerin** 1. Septem-
ber 1849, ein viertes, die heiße Schlacht des **Stratimi-
rovič** 24. April 1849 (**Georgifest**) gegen **Perčzel** sind
trefflich durch Inhalt und Form.

Wie einst im schottischen Hochlande die Sänger
die Großthaten ihres **Clun** und seiner Helden priesen,
so zeigte sich in unsern Tagen (im Sommer 1850) der
blinde Sänger **Jeumija Obradovič Karačič**
aus **Tersič** in Serbien, Vetter des Grammatikers und
Volksliederjammers **Vuk Štefanovič**.

Unter den Haupthelden preist er **Knicanin**.

Für das Selbstblenden der Polen, um **Spiasavaci**
(fahrende Sänger mit Lied und Leier) zu werden, hat-
ten unsere Slovenen von jeher zu viel gefunden Sinn.

Wie bei den Obersteirern im 13. Jahrhunderte
das Lied von der heiligen **Dorothea** gar gerne die
Einleitung bei fahrenden Sängern bildete, so bei den

nordischen slavischen Völkern das von St. Nicolaus; bei den Slovenen der **Sveli Juri**, es mochte dann ein melancholisches Lied (**Dume**) oder eine lustige **Kolomejka** (Tanzlied) folgen, es mag mit oder ohne Instrumentbegleitung geschehen.

In Südrußland ist dabei die **Kabsa** noch heute so im Gebrauche, wie bei den Slovaken am Tatra-gebirge die **Gusla**. Beide Instrumente gelten auch noch südöstlich von unseren Slovenen bei den Serben. Geistliche Lieder werden noch häufig bei uns an Kirchtagen von scheinbar und wirklich krüppelhaften Bettlern vorgetragen, die eine wahre Indecenz-Ausstellung aller möglichen Gebrechen zur Schau tragen, und häufig um die besten Bettelplätze raufen.

Wir erlaubten uns hier diesen flüchtigen Hinblick auf unsere südöstlichen Nachbarn und ihre Heldensänger in neuester Zeit schon deshalb, weil es uns Wunder nimmt, daß für die gefeierten Thaten der Slovenen in den innerösterreichischen Regimentern **Kinsky**, **Prohaska**, **Hohenlohe**, **Leopold 2c. 2c.** bei der großen Mannigfaltigkeit der Ereignisse und des Schauplatzes sich noch kein nationaler slovenischer Sänger, sich keine Rhapsoden fanden, denen ihre Berewigung, ihre aufmunternde Verbreitung zur Nachwelt würdig anvertraut werden könnte, um den heiligen Sinn für Kaiser und Vaterland zu verewigen.

Den Schluß unserer Skizze der steierischen Slovenen mögen Musik und bildende Kunst machen, beide einstweilen nur in gedrängter Andeutung — da sie ein

Feld berühren, auf welchem wir nächstens vom gelehrten Forscher Kukuljevič das Trefflichste zu erwarten berechtigt sind.

Der bildenden Kunst mochten unsere Slovenen nie gar abgeneigt gewesen sein, doch konnte diese unter dem Volke selbst nicht heimisch geübt werden, denn der Schmuck der Kirchen und Burgen war, wie die Herren derselben, meist nicht slavisch; nur hier und da finden wir uralte Spuren byzantinischen, also gräkoslovenischen Geschmackes. Vielleicht von heimischen Künstlern!

Die Malereien im lutherischen Keller im Schlosse Lichtenwald sind offenbar byzantinisch, besonders die Fresken St. Lukas, König David, die Geburt Christi.

Die halbverwischten Köpfe Luthers und Melancthon gehören der neuern Zeit, der Maler der Nachbarschaft an.

Die bildende Kunst der alten Slovenen bewies sich in vielen Götzenbildern, welche der fromme Eifer christlicher Befehrer fast bis zur letzten Spur vertilgte.

Wir wissen nur, daß die alten Slaven, wie die Ägypter und Indier, ihren Götzen zur Bezeichnung gewisser Eigenschaften gerne Thierköpfe, Hundsköpfe mit Schnäbeln 2c., oft auch mehrere Köpfe gaben. Der Millstättersee in Kärnten soll, weil man bei Befehrung der Karantaner Slaven dort 1000 Statuen (*mille statuas*) in die Fluthen warf, seinen Namen erhalten haben.

Der Černibog war fast immer als Löwe gebildet; ob daher die vielen Löwengebilde, die man im Slovenlande findet, nicht vielleicht eben so gut heimischen, als römischen Ursprunges, Reste vom Cultus des Svantevit zc. sein könnten, wäre eine Forschung, zu welcher die Löwengebilde zu Marburg und Pettau, zu Oberkurnegund und Unterpulsgau, zu Gillsi und an mehr als zwanzig andern Stellen reiche Gelegenheit bieten würden. Auf die Löwen und Fischavatare des **Brama** und **Vischnu** (des Svantevit und Radegast), wie sie zahlreich auf Römersteinen vorkamen, wurden doch die alten Ureinwohner nicht auf Römer erst aufmerksam gemacht?

Autodidacten im bildenden Fache finden wir in neuester Zeit viele aus den untersten Ständen, besonders aber solche, welche sich der Kirchen-Ornamentik widmen.

Der Agramer Maler **Alois Karas**, in Carlstadt geboren, in Italien ausgebildet, ist jetzt einer der tüchtigsten Repräsentanten der florentinischen Schule.

Zu welchen Hoffnungen bildende Kunst und Dichtungen Hand in Hand berechtigen, zeigen die neuesten geistigen Analogien für die Slovenen.

So schließe ich denn eine Abhandlung, die ich als Resultat langjähriger Berührung mit unseren Slovenen mit Lust und Liebe niederschrieb, ohne in selber eine vollständige Ethnographie, noch weniger eine Literaturgeschichte unserer Slovenen geben zu wollen. Bei meiner isolirten Stellung rechne ich auf die Rücksicht meiner slovenischen Landsleute, von denen mich viele so

gütig unterstützten, rechne um so mehr darauf, als die meisten derselben den Alp kennen, der auf meinem besten Streben lastet. Ich kann zum Schlusse nicht umhin, eine kleine Andeutung der neuesten Jugendschriftsteller unserer Benden einzuflechten. In Steiermark: **Virk** (Beiträge in der *Drobtince*), **Zaff** (Robinson), **Globočnik Felician**, **Sabukošek**, **Lah** (Lieder), **Sredenšek**, **Orožen**.

In Kärnthen, außer dem schon früher erwähnten **Rozman**, besorgt jetzt die Redaction der *Drobtince*, Einspieler (Redacteur der Schulzeitung *Šolski prijatelj*). Die Herausgeber der *Beatushöhle*, der Ungarn vor *Merseburg* zc.

In Krain: die jüngst verstorbenen beiden würdigen Literaten **Dr. Klančnik** (biblische Geschichte, Buch der christlichen Wohlerzogenheit) und **Stanik**, Domherr in Görz (Jugendlieder, Mildherzigkeit gegen Thiere) zc. **Kočančič**, Professor in Görz (Uebersetzungen aus *Soave* und *Fleury*), **Ziegler**, Pfarrer in Weichselburg, Original-Erzählungen, **Verne**, Dompropst in Triest, übersetzte Erziehungsschriften von *Sander*. **Malavašič** gab 3 Jahrgänge Jugendschrift: **Pravi Slovenci**, die orig. Erzählung *Erasmus Lueger*, **Likar**, **Pinter**, **Kobe**, Erbauungsschriften zc. heraus.

Mit dem sorgfältigeren Erlernen der Muttersprache werden unsere Benden, wie es die Neuzeit beweist, immer mehr geweckt für Sinn und Geist allgemeiner Bildung und für das Ferment derselben in Oesterreich, für deutsche Sprache und Literatur.

Die

Scharfschützen vom Welden'schen Corps bei ihrer Heimkehr nach Oesterreich.

Gehab dich wohl, Tiroler Land,
Wo unser Corps die Heimath fand;
Sei hoch begrüßet Oesterreich!
Du Land, an Muth und Ehren gleich.

Als Schützen froh im Hoffnungs-Glanz
So zogen wir zum Waffentanz,
Und uns'rer Büchse sich'res Ziel
War, was gen' Oestreich kämpfen will.

Ob wilder Troß am Ister war,
Ob böse Zwietracht an der Nar:
Wir standen da zum Kampf bereit,
Und stünden ewig so wie heut.

Aus Nord und Süd und West und Ost
Verbanden wir uns wohl getrost,
Das Herz ja war's, was uns vereint,
Das Herz, mit dem das Auge weint.

Wir warfen freudig, gern und kühn
Vor Welten (d) unsern Handschuh hin,
Wer wagt's zu hemmen Oestreichs Lauf?
Der hebe frisch den Handschuh auf!

Doch ach, kein Gegner fand sich ein;
 Wir Schützen standen da allein.
 Da rief der Kaiser: „Kinder kommt,
 Daß friedlich ihr der Heimath frommt.“

Und Brüder, ach der Kampflust voll,
 Mit schwerem Herz gings von Tirol,
 Wär Treu' dem Desterreicher neu,
 Er lernte dort ja Lieb und Treu.

Beisammen noch mit Seel und Mark
 Sind wir als Brüder fest und stark,
 Mit gleicher Kraft zu That und Wort;
 Die laß't uns wahren ewig fort.

Hoch Desterreich, das Kaiserhaus!
 Ihm hält der Schütz zum Tode aus,
 Hoch Desterreich! das letzte Blut
 Für unsern Kaiser brav und gut!

Noch Händedruck und Bruderfuß,
 Eh' Herz vom Herzen scheiden muß.
 So lang da lebt der alte Gott:
 Auf Bruderlieb in Lust und Tod.

Und keiner säume lang und bang,
 Ruft wieder einst der Hörnerklang;
 Für Desterreich zu jedem Streit
 Bleibt ewig treu der Schütz bereit.

Turjaski v. Stoyers kir
Die Auersperge in Steiermark.

Dem Wanderer durch die südöstliche Steiermark fällt an der Mur außer der freundlichen Stadt Radkersburg vor Allem die am rechten Ufer gelegene stattliche Burg Oberradkersburg angenehm ins Auge. Hat man sich satt gesehen an den mannigfaltigen Monumenten, welche die beiden Kirchen der Stadt, vorzüglich die ehrwürdige Stadtpfarrkirche, zieren, so wandert man wohlgemuth, bei jedem Schritte ein neues Bild begrüßend, die trefflichen Anlagen zum Schlosse hinan, dessen schöner, drei Stock hoher Bau auf der Nordseite 9, auf der Ostseite 8, auf der Südseite 11 gewaltige Fenster in der Fronte hat. Die Aussicht übertrifft jede Schilderung. Die Auffahrt an der Südseite ist mit steinernen Büsten geziert. An der Westseite befinden sich nebst einer großen Windmühle — eine der wenigen in Steiermark — die Wirthschaftsgebäude und der Haupteingang in das Schloß. Ober dem Portale zeigt sich das einfache Familienwappen der in Steiermark und in früherer Zeit auch in Krain reichbegüterten Herbersteine mit der Inschrift: **Leopoldus S. I. R. Comes ab Herberstein Sacr. Caes. Reg. Apost. Maj. Cons. Int. actual. Camer. et Super — Capitanus Ducatus Styriae hanc arcem restauravit MDCCLXXV.** Der Bau

des innern Schloßes mit seine mkleinen Uhrthurme und den schönen Corridors ist großartig. Am zweiten Thore befindet sich das Herberstein'sche Hauswappen mit dem Winkelbalken und daneben die drei Raben, oder wie andere Genealogen wollen, die drei Adler der Eggenberge. Das Schloß mit seinen weiten Gemächern, der gewöhnliche Wohnsitz der gräßlich Wurmbbrand'schen Familie, hat im zweiten Stocke eine Gallerie, in welcher einige dreißig Porträts aus dem hochberühmten Geschlechte der Auersperge zu schauen sind: Staatsmänner, Priester, Kriegshelden, schmucke Damen sind durch die Munificenz des Herrn Grafen von Wurmbbrand ihrer Vergessenheit und der Zerstörung, in welche sie im Schlosse Kirchberg am Wald — einer uralten früheren Besizung der Auersperge — verfielen, entrisßen und sorgsam restaurirt. Am auffallendsten darunter sind: Ferdinand, Herzog in Schlesien; Fürst von Auersperg, Landesverwalter in Krain; Wibard, Hofmarschall, gemalt in seinem 40. Lebensjahre (1573); Hans Andre (1664); Herbert, Lieutenant der croatischen Grenze (1572); Andreas, mit der Inschrift: „Andre von Auersperg, General-Obrister zu Carlstadt, hat am 22. Juni, am Fest St. Achazi 1593 bei Sisseck auf den windischen Grenzen mit 4000 Christen 20,000 Türken angegriffen, darunter 18,000 sammt dem Hassan Pascha von Bosnien durch Gottes gnädigen Beistand im freien Felde aufs Haupt geschlagen und erlegt, von der Christen Seite aber nicht über 50 umkamen.“ Wolf,

Obrist-Landmarschall, 63 Jahre alt 2c. 2c. Die Auersperge erscheinen bereits im 11. Jahrhundert in Steiermark, nachdem sie wohl ein Jahrhundert länger in Krain und Friaul, wohin sie aus Schwaben eingewandert sein und den Namen „Lucagna“ angenommen haben sollen, begütert vorkommen. Sie waren vielseitig mit den Sannockern, den Stammherren der später so mächtigen Reichsgrafen von Gylli, verschwägert. Conrad II. von Auersperg war 1083 mit Katharina von Sannock vermählt. Sein Sohn Pilgram II. erscheint 1162 in Steiermark ansässig; Ottomar (1215) war vermählt mit Elisabeth von Sannock. Außer der Volkart-Schönberg'schen Linie, welche so reich an berühmten Männern war, ist vorzüglich die Pantraz'sche Hauptlinie in Krain merkwürdig, aus welcher die ältere und jüngere krainische, und die fürstliche Linie abstammen. Aus dem jüngeren Zweige der älteren krainischen Linie stammen die steierischen Auersperge; dahin gehören Georg Sigmund Graf von Auersperg, Sohn des Johann Herbert, geboren 1678, gestorben 1736, als Herr der Herrschaft Kirchberg am Wald (eine Stunde von Hartberg im östlichen Theile des Grazer Kreises), k. k. Kämmerer und innerösterreichischer Regierungsrath. Seine Gemahlin Maria Anna war eine Tochter des Fürsten Ferdinand Franz von Auersperg. Sein Sohn Heinrich Graf von Auersperg, geboren 1721, war geheimer Rath, Großkreuz des St. Stephanordens, 1764 Landeshauptmann in Krain, später Gouver-

verneur von Galizien, noch später böhmischer und öster-
reichischer Hofkanzler, welche Würde er aber im Jahre
1783 niederlegte. Seine Gattin war Maria Josepha
Gräfin von Kottal. Sein Sohn hieß Signund Theo-
dor, geboren 1757, vermählt mit Maria Antonia Grä-
fin von Stürckh, deren einziger Sohn Carl Heinrich
Graf von Auersperg. Ihre Besitzungen in Steiermark
waren Lichtenwald und Buchberg, im Cillier Gebiete
Wildhaus bei Marburg, Kirchberg am Walde und noch
in letzterer Zeit der schöne Rezhof, ein freundlicher
Landstz, dicht an der Straße von Laibach nach Graz
auf dem Leibnizger Felde.

Auf die Rettung der Burg Obercilli vor weiterer Zerstörung.

Die Burg Obercilli, in geschichtlicher Hinsicht eine der wichtigsten als Ahnsitz heimischer Dynasten in Steiermark, wurde vor mehr als einem Viertelsjahrhunde um den schönsten Preis einiger dreißig Gulden einem Bauer verkauft, der sie, allen humanen Anbietungen zum Troste, zum Gewinne des Baumaterials größtentheils niederriß. Unter S. E. dem Gouverneur Herrn Grafen von Wickenburg erkaufen die edlen Landesstände die Trümmer dieser Beste — so wird dies wichtige Denkmal der Steiermark in neuester Zeit vor weiterer Zerstörung gesichert, um die Sünde vandalischen Unverständes für die Enkel theilweise wieder gut zu machen.

Auf der Burg zu Cilli schaltet
Arg verwüstend frech ein Mann,
Welchen mit Vertilgungsrechte
Karge Geldlust angethan;
Singet, wenn sein Hammer pochet:
„Hat der Knecht dich unterjochet?
„Ist dem Knecht die reichste Wonne
„Die zerbroch'ne Fürstenkrone.“

„Friedrichsthurm, du finstrexer Schauplatz
„Für Gewalt und Minnespiel,
„Willst du nicht in Moder fallen,
„Wie dein letzter Herrscher fiel?“

„Aufgetrozt durch Slavenhände!
 „Lebt Vergeltung nun der Wende?
 „Denn das Eisen will nicht fragen:
 „Ob die Geister um dich klagen!“

Durch die Burg zu Gills streichen
 Schemen bleich im Mitternacht,
 Eisenmänner, waffenkräftig,
 Königsfrau'n in goldner Pracht,
 Die verglühten Augen grollen:
 Daß mit jedem Stein entrollen
 Stolzer Thaten graue Zeugen,
 Die sich nur der Nachwelt beugen.

Wenn die Sterne schon erloschen,
 Fällt der Schemen Thaugewand
 Auf den Gypich, der die Weste
 Schirmend hält am Felsenrand.
 Mit den grünen schlanken Armen
 Fleht für sie er um Erbarmen:
 Ob kein Retter auferstehet,
 Ob dies Denkmal untergehet?

Was der Gypheu hat gebeten,
 Was die Geister ihm vertraut,
 Von den Ständen war's vernommen,
 Rettung spricht ihr Vorstand laut;

Der jetzt Steiermark beglückt,
 Hat den Saanngau hoch entzückt,
 Daß dem schönsten Alpenthale
 Bleibt die graue Herrscherhalle.

Was Gemeinheit hat verbrochen,
 Wahrer Adel süht es aus,
 Nimm dein Sündengeld, Bandale,
 Für's zerbroch'ne Fürstenhaus!
 Ernste Schatten mögt nun ruhen
 In den arg entweiheten Truhen,
 Eure Sterne — fortzuschimmern
 Steigen heller aus den Trümmern.

Frisch gewagt.

(Wahre Begebenheit.)

I.

Alte Städte, alter Wein,
Reich an Kraft und Sagen:
Was sie bieten echt und rein,
Stammt aus bess'ren Tagen.

Graz in Steiermark war vor dem Jahre 1830, bevor Graf Wickenburg Gouverneur geworden, im Innern eine der häßlichsten Städte Deutschlands, eine Aschenbrödel für den Feenschmuck der Umgebung, und bemäntelten auch noch die Ketten an den Ecken der Gassen, die Vielwinkerei der letzteren selbst, und die mooshäuptigen Thore ihr Dasein mit der ehrsamten Festungsbestimmung, so gab es doch für Pflaster, Beleuchtung, mephitische Gassen und plumpe Vordächer keine Entschuldigung. Nur in einem der widrigsten Stadttheile — im sogenannten kälbernen Viertel — war es bereits vor 1830 Licht geworden, das ernste Kloster, in dessen Mauern einst Karmeliterinen seufzten, war sammt Hof und Kirche längst zu einem netten Militärgebäude, bald für kriegerische Jugend, bald für ihre Hülle umstaltet, die Mönchshöfe der Borauer und Pöllauer waren kaiserliche Kanzleien mit hohen Fenstern; der prächtige Pallast der Grafen Leslie seiner schmutzigen Um-

gebung entkleidet zum Museum der Provinz durch Erzherzog Johann geworden, und wo einst Stockthurm und heimliches Gerich grinsten, duften die Treibhäuser des Joanneums mit den Wohlgerüchen aller Zonen. Nur das Neuthor, eine vorweltliche Insel neben dem botanischen Garten, und die Basteien hinter der Monturs-Commission, dort eben, wo einst die frommen Karmeliternonnen hausten, erinnern noch bei näherer Betrachtung, daß Graz, die Blumenstadt im steierischen Garten, noch 1809 Festung gewesen, welche eben in jenem Jahre nach der Beschießung und Uebergabe des Schloßberges die Franzosen zum dritten Male besetzt hatten.

Mit der Spätdämmerung hatte sich an einem derselben Tage die aufgetragene, bei der damaligen Geselligkeit nicht überraschende Ruhe auf der innern Stadt gelagert, die erlöschenden Laternen flackerten matt in ihrer schmutzigen Glashülle, Nebel jagten und huschten um die Thürme, wie schene Nachtvögel, die plumpen Blechschilder der alten Handelsfirmen knarrten und raunten an den weit vorstehenden Stangen, der Platzregen schlug in einzelnen Pausen an die geflochtenen Fenstergitter und eckstämmigen Erker und wären nicht draußen gegen Schloß Eggenberg, wo Marschall Marmont Hof hielt, Fackelglanz und Wagengerassel laut gewesen und hätte nicht das dumpfe *Qui vive?* und der gleichtönige Schritt der Wachen im Innern der Stadt an menschliches Treiben erinnert, man hätte geglaubt, die Elemente allein gäben sich in diesem stummen Steinhäufen das Stelldichein, um sich über die beste Weise

zu besprechen, noch ein Mal das alte Chaos heraufzuführen.

Nur in einer kleinen Schänke am Stainzerhofe ging es noch laut und lustig her, so lustig, daß die ehrlichen Elsässer auf dem nahen Schnarposten der Versuchung nicht widerstehen konnten, sondern als echte Söhne des damals noch nicht einigen deutschen Vaterlandes auf die abendlichen Sonderfreuden ihrer galanten Offiziere rechnend, bis auf die am Laden verdrießlich die Schritte zählende Schildwache beim schönen Pischen zuzusprechen sich das Wort gaben. Da galt aber auch nicht das Sprüchlein: je schöner die Wirthin, desto garstiger die Beche; denn: Gut und billig! war der Wahlspruch der kleinen Taserne, welche Mutter und Tochter hier hielten. Pischen und ihr Wein verläugneten nicht den echten wendisch-steierischen Ursprung, denn stammten die dunklen Augen des lebhaften Mädchens bis tief in das Herz, so stieg der goldene Wein hoch in den Kopf, und schied man von beiden, so hatten sie dieselbe Wirkung, sie ließen kein Nachweh, das blödem Ragenjammer gleicht. Wurden die Herren Franken gar zu galant, so antwortete ihren glatten Worten **Lizika**, wie sie sich am liebsten nennen ließ, in so geläufigem Wendisch, daß die Franzmänner verblüfft einen Dolmetsch suchten, und gab es Unart und Streit, so stellte sie nur ihre Mutter in das erste Treffen, und Gnade Gott, wer da nicht zurückwich, denn Frau **Anka** hatte noch den letzten Türkenkrieg unter Kaiser Josef mitgemacht. Ihr erster Mann, ein toller

Pole, war gefallen, ihr zweiter, ein liederlicher Franzose, als Renegat gespießt worden, der dritte, ein grober Ungar, war ertrunken und der vierte, ein knaufsender wendischer Winzer, langsam gestorben; alle vier hatte sie, nach ihrem eigenen Rühmen ganz leicht in die Grube gebracht — und es waren doch ihre Männer, denen sie bis in den Tod Gehorsam am Altare gelobt; was Wunder, daß sie keinen Feind mehr scheute? Sie hatte — da der Schank nur gepachtet war — nichts zu verlieren, als ihre Häßlichkeit und ihre gellende Stimme, bei beiden war sie vor Käusern und Dieben sicher. Betrugten sich indessen die Gäste fein manierlich, und brachte der eine oder andere an Sonntagen eine saubere Gragerin mit sich, da hüpfte **Lizika** munter über die Gasse, blieb zwar zum grünen Kerger der Alten etwas lange aus, brachte aber aus dem großen wohlbewohnten Hause gegenüber stets einen hübschen schlanken Jungen, der seine Cither so zu rühren wußte, daß den Franzmännern die Lüge von den Lippen verflog, dafür aber auch das Herz rascher pechte und die Gluth in die Augen und die Tanzlust in die Füße schoß. Das dauerte gewöhnlich nur ein Stündchen, denn dann faßte Hans, so hieß der Bursche, sein Instrument, leerte noch ein paar Gläser mit der Erklärung, sein Durst wäre ein Igel, der, wenn er nicht schwimme, zu stechen pflege, wünschte trotz lockender Becher und blanker Silberstücke eine ruhsame Nacht und hatte blind für alle Reize der Welt außer für **Lizika** — nur die Worte: „Mein guter Oberlieutenant

könnte greinen und böse werden.“ Dafür bewunderten die gemeinen Franken seine Subordination, die Offiziere aber, wenn alle **Bougres** und **Foudres** nicht halfen, gingen mehr denn ein Mal hinüber und baten sich beim Kameraden Desterreicher seinen Burschen — den **Troubadour Jean**, wie sie ihn nannten, noch auf ein Stündchen aus. Das Haus gegenüber war die heutige Monturs-Commission, das einstige Kloster, dessen Nonnen Kaiser Josef in Freiheit setzte. Im Jahre 1809 waren in diesem Gebäude die Militär-Erziehungsinstitute der steierischen Regimenter **Strassoldo** und **Lusignan**, als deren Commandant der feurige Oberlieutenant **Duchat**, ein geborener Elsässer, ein netter beweglicher Gesellschafter, der eben so sehr den misrathenen Jungen die Köpfe zurecht zu setzen, als der weiblichen Welt zu verdrehen verstand.

Er war gerade so lange mit Begräumen und Retten des kaiserlichen Militärgutes beschäftigt, bis er sammt seinem treuen Diener, dem blonden Citherspieler Hans aus Knittelfeld, den Einmarsch der Feinde überhört hatte, und so ohne zu wissen wie, sich halb als Kriegsgefangener sehen konnte. Allein frisch gewagt! war seine Devise, und da er nicht in den Reihen der Combattanten gefunden wurde, so ließ ihn die große Nation gegen die Versicherung, den Umkreis der Festung nicht überschreiten zu wollen, in seinem leerge wordenen Institute frei schalten und walten und gab ihm noch das besondere Vorrecht, aus seiner Stube den gegenüberstehenden Posten von 15 Mann, die auf

20 Schritte in sein Fenster feuern konnten, zur Abwehrung jedes sanguinischen Patriotismus betrachten zu können.

II.

Frisch gewagt ist halb gethan!
Sagten unsre Alten;
Halb gewagt ist junger Wahn,
Wenn die Thoren walten.

Duchat hatte sein Feuer französischer Abkunft mit deutscher Sitte und Erziehung versüßt; galant und rasch bis in das Uebertriebene, war er kalt und ernst vor seinen Kreisbögen und Projectionsmodellen. Kindisch lustig bei Glas und Musik, fand man ihn eben so streng und gemessen in seinem Dienste; von den Feinden argwöhnisch, wenn auch nicht merklich beobachtet, übertraf er an scheinbarer **Nonchalancee** die jungen französischen Offiziere bei weitem, und ging, so oft er mit ihnen in **Lizika's** Schänke zusammentraf, immer als Sieger im Tache des Weingottes und der **Calembourgs** nach Hause. Nur **Lizika** gegenüber schien er Capitulant zu sein. Das schlanke Wendenmädchen mit den braunen Locken, den Rehangen und der herzlichen Sprache, ja, die hatte es ihm angethan.³ Seit Monden ging er täglich ab und zu, immer war sie gleich artig; aber glatt wie ein Mal blieb sie eben so freundlich bei seiner erkünsteltesten Verhheit als zurückhaltend bei den glühenden Worten seiner Reigung. So langsam, so eigenfönnig ihm oft sein Bursche, der obersteierische Hans,

vorkam, so freute ihn von dem goldtreuen Jungen, wie er ihn nannte, doch das Eine in die Seele, daß er mit seinen Grüßen, den zu faltenden Chemisetten und hundert anderen Aufträgen immer so flink und lustig hinübersprang zu **Lizika** und auch nicht früher zurückkehrte, als bis er mit ihr allein und vollständig gesprochen hatte. Daß **Lizika** den Citherspieler oft abholen kam und dabei nie die Stube des Herrn Oberlieutenant-Haus-Commandanten betrat, fand **Duchal** ganz natürlich in der weiblichen Schüchternheit und in der gewaltigen Standes-Kluft begründet. War er doch getröstet, daß die hübsche Schänkin ihm einst einen Kuß freiwillig gab, weil er versprochen hatte, den dummen Obersteierer für sein zu langes vom Hause bleiben nicht zu strafen. Hatte sie ihm auf einen halb ernstlich gemeinten Heiraths-Antrag doch mit glühenden Wangen geantwortet: Ist nur erst Friede, Herr Oberlieutenant, dann kommen wir gewiß auf diesen Gegenstand zu sprechen. Seit einigen Tagen galt **Duchal** für unpäßlich und der Intendant der französischen Armee, Graf^{***}, ebenfalls ein Elsässer, versäumte nicht, den kranken Landsmann täglich drei Mal zu besuchen, zu **Duchats** Verzweiflung, denn dieser Mensch hatte mit allen Halbheitern das Spähen und Angeben gemein. Hatte **Duchal** in seiner und des Regimentsarztes Gegenwart sich ausgejammert und ausgesucht über das hartnäckige Fieber, das ihn quälte, hatte er vor diesen lästigen Zeugen den ganzen scheinbaren Paroxysmus überstanden, so lachte er mit Hans allein sich in die Faust,

gab letzterem seine Lieblingsflaschen und den besten Tabak Preis, und ließ sich dafür von dem treuen Diener Bindfäden mit allerlei Knoten reichen, die er sorgsam maß und wieder maß und manches niederschrieb, wovon sich Hans wieder keine rechte Vorstellung machen konnte.

Nur daß sein Herr etwas Großes im Schilde führe, das sah der schlaue Oberländer ein. Früher war **Duchat** öfters auf dem Walle, der die Stadt gegen die Mur absperrt, hin und her spazierte; seit Kurzem vermied er diese Stelle gänzlich, obschon ihm gestattet — was jedem Andern verwehrt war, durch die seit einigen Tagen hier verdoppelten französischen Wachen auf die Brustwehre zu gehen. Ganz Graz schwebte damals in furchtbarer Angst — Marmont hatte beschlossen, die Festungswerke um desto eher zu schleifen, je näher sein Abmarsch kam, und insbesondere mit jenen, welche den Murübergang verwehrt, den Anfang zu machen. Man wußte, daß die Basteien vom Murthor bis gegen den Admonter Hof bereits unterminirt, und in wenig Tagen in die Luft gesprengt würden. Alle Vorstellungen, daß die Mur, hier in ein enges Bett gedrängt durch die hineinstürzenden Mauern, nothwendiger Weise sich stauen und das ganze rechte Ufer mit seinen Vorstädten und Gärten überschwemmen müsse, scheiterten an dem eisernen Nuß des Marschalls Marmont. Daß **Duchat** für die Arbeiten der Mineurs eine besondere Aufmerksamkeit habe, das faßte Hans um so sicherer auf, je öfter er seinen Herrn in finsterner

Nacht hinabschleichen sah in die von den Franzosen gewühlten Minengänge, noch mehr aber, als er wahrnahm, mit welcher schlecht verhehlten Freude **Duchat** die Bindfäden aufnahm, welche Hans, während er mit den Arbeitern sorglos zu plaudern schien, als Längen- und Höhenmaß in den Minengängen benützt hatte. Auch war der Bursche schlau genug, einen lichten Zwanziger vom Herrn Intendanten anzunehmen, der ihm reiche Geschenke versprach, wenn er ihm täglich rapportire, wie sich sein guter Herr befunde, und was er von Früh bis Abend gemacht habe, um daraus den Gang seiner Krankheit beurtheilen zu können. Der Corridor, in welchen die Thüren von **Duchats** Wohnung sich öffneten, führte auch zu den Zimmern, welche einige französische Offiziere bewohnten; diesen Gang, selbst ohne Vorwissen seines Herrn genau zu beobachten, war eben so Hansens eifrigstes Bestreben, als das, seinem Gebieter zu helfen: drei Stücke einer alten Leiter auszubessern, sie unter den Betten zu verbergen und so einzurichten, daß sie sich leicht zu einem Ganzen zusammenfügen ließen. Am lästigsten wurde ihm ein junger französischer Sergeant, der auch im Hause eingelegt, täglich beim Intendanten ab und zu ging, mit pedantischer Sorgfalt das Thor absperrete, welches aus dem Vorderhause zu den Arbeiten der Mineurs führte, vor Allem aber sich bei **Lizika** so viel zu thun machte, daß Hans den ritterlichen Entschluß faßte, ihn einst obersteierisch die Bekanntschaft seiner Häuste machen zu lassen. Gar sehr verdroß es den Jungen, daß **Lizika**

vor Kurzem die Bemerkung gemacht hatte: Schade um den schönen Sergeanten; heute ging er wieder mit einem Mädchen vorbei, an der nicht viel Gutes zu loben. Also sollte er mit etwas Besserem gehen? also wüßte die Wendin was Lobenswerthes für ihn? warte Franzmann, dein Gehen soll dir gewiß kein Alpenröslein und kein Edelweiß bringen. Indes, was gräme ich mich, philosophirte Hans in seiner ungetrübten Laune. Ich kenne **Lizika**, und ist mir mein Herr, der noch dazu Oberlieutenant und mein Herr ist, nicht gefährlich, so sollte es der Franzmann noch weniger sein. Weil ihm aber **Duchats** aufgetragen, mit dem Sergeanten **François** fein manierlich zu sein, und ja mit ihm keine seiner beliebten faustfühlbaren Kraftübungen zu versuchen, so machte Hans indessen die Frau **Anka** auf das zudringliche Wesen des Sergeanten und insbesondere auf die Untugend aufmerksam, daß selber nicht gerne ordentlich seine Zechen zu bezahlen pflege.

Sicher seiner Sache durch die nunmehr gewonnene Reserve saß er an dem im Eingange erwähnten stürmischen Abende bei **Lizika**, die ihm halb scherzend, halb ernstlich das Geheimniß zu entlocken strebte, ob sein Herr wohl wirklich krank sei oder nur launisch. Durch ihre guten und schmollenden Worte in die Enge getrieben, flüsterte er ihr ins Ohr: Sei klug, **Lizika**, mein Herr rettet Grag, wir Beide aber müssen helfen. Dann können wir auch ein offenes Wort mit ihm reden. In diesem Augenblicke kam **Juri**, der zweite Diener **Duchats**, und berief Hansen zum Gebieter.

III.

Herr Franzmann, majestätisch
 Seht ihr auf uns herab;
 Doch reichen wir euch spöttisch
 Auch noch den Wanderstab.

Hans hatte gerade Zeit genug, um **Lizika** in das Ohr zu flüstern: Sei klug und bewirthe auf meine Kosten die französische Wache vom Stainzerhofe! als die Thüre sich öffnete und **François** schmuck und geschnörkelt wie immer, aber tropfnaß vom Regen, der in Strömen goß, in die Stube trat.

Lizika und Hans wechselten schnelle Blicke, welche dem gewandten Franzosen nicht entgingen.

Ich komme ungelegen oder euch **Troubadour Jean** scheint das Gehen ungelegen, lachte der junge Krieger, indem er sich breit und bequem in einen Lehnstuhl warf. **Duchal's** Wünsche waren sonst für Hans heilige Gebote, aber jetzt gehen zu müssen, das schien auf der einen Seite nachgiebige Zaghaftigkeit und auf der andern, weil **François** mit **Lizika** allein in der Stube sein sollte, doch nicht ganz geheure Reckheit, um so ärger, als das Mädchen munter hinwarf, geh' geh', lieber Hans, der Herr wird dich brauchen. Und justement gehe ich nicht! brummte der Obersteierer und ließ sich seine Flasche nochmals füllen.

Ihr scheinet euch vermuthlich allein bei dieser steierischen Finsterniß und diesem groben deutschen Wetter über die Straße zu gehen, spottete der Franzose, soll ich euch vielleicht begleiten? Dem Oberländer schoß das

Blut in die Wangen und die Laune in die Fäuste, aber ein Blick auf Lizika's bittende Geberde und die Erinnerung an Duchat's „fein manierlich!“ waren genug. Mit dem gemüthlichsten Spotte erwiderte er: Ihr wüßt nicht, Herr Feldwebel oder wie man euch sonst heißen soll, ihr wüßt ja gar nicht, wie ich mich erst scheuen müßte, mit euch zu gehen — seht ihr denn für unser einen so furchtbar, so, ja, wie soll ich denn sagen? — nun versucht es, schaut in den Spiegel, und nennt mich einen Schelm, wenn ihr nicht zum Teufel lauft, wenn ihr euch so bewaffnet mit Säbel und Cartouche erblicket. François biß sich in die Lippen, leerte ein Glas feurigen Pikerer, und meinte höhrend, den Wig hat euch Jemand eingesagt, ihr guten Steierer, denn der Wig wächst nicht wild auf euerem Boden, dazu sind eure Schollen zu schwer und zu feucht. Ei, das wäre! grollte Hans, und schlug derber in den Tisch, als es mit dem: fein manierlich! verträglich gewesen. Ein Beispiel für Hunderte, lachte François, indem er, um hinter dem Burschen nicht zurückzustehen, nach seinem Vorbilde auf einen Zug ein Halbglas leerte. Gestern kommt ein steierischer Bauer mit Feigen zu unserem Marschall nach Eggenberg. Auf dem Corridor springen lustig zwei Affen in rothen Rößchen herum. Der Bauer zieht vor ihnen ehrerbietig den Hut und sieht in der demüthigsten Stellung von der Welt zu, wie sie das dem Marschall bestimmte Confect verzehren, der Mann war doch gewiß ein Stück steierischen Schafkopfes? Da irrt ihr, Herr Feldwebel, ich sage es,

aus eurem windigen Lande kommt so vielerlei Nichtiges, daß einem Steierer nicht zu verdenken ist, wenn er eure rothrückigen Landsleute für Söhne eures Marschalles oder zum geringsten für seine nächsten Verwandten hielt, und so glaubte, in der Freundschaft bleiben die Feigen ja doch. **François** setzte eine frische Flasche auf seinen Neger. In diesem Augenblicke trat Mutter **Anka** in die Stube mit der Bemerkung, daß ein Wetter sei, in welchem man keinen Christenmenschen außer Dach schicken sollte, und daß bei solchem ein Glas Pikerer mehr gelte, als das Kreuz der Ehrenlegion. Ich würde einige brave Bursche vom Wachposten gerne bewirthen, spottete **François**, wenn **Troubadour Jean** den Muth hätte, selbe in der Hexennacht herbei zu holen, ihm selbst, dem Meistersänger, möchte ich eines zutrinken, nach Kriegerweise, setzte er mit einem verächtlichen Blicke hinzu. Es gilt, lachte **Hans**, aber ich bin Wirth dann, und beim Himmel, so viel euer schwaches Hirn, Meister Lustspringer, vertragen kann, zahle ich.

Ehe Mutter **Anka** noch Zeit zu Einwendungen hatte, war **Hans** fort, wenige Minuten darauf wieder mit der gesammten Wache bis auf den Posten zurück und ehe noch **Anka** die gewöhnliche Ladung ihrer Schimpfworte beisammen fand, flog er schon mit zwei Flaschen des ältesten Pacherer Weines zur Erquickung des armen Schnarpostens davon. Wir wollen doch sehen, wie weit die Börse des Tölpels reicht, rief **François**,

laßt es euch behagen, Kameraden; der **Troubadour** bezahlt Alles, auch wenn ich das Zahlen versprochen hätte.

Lizika aber, trotz Schmollen und Einwendungen der Mutter, pflanzte zwei Batterien des edelsten Nebensaftes mit einem schalkischen: Schon bezahlt! auf die Credenze. Außen am Wachposten freute sich Hans als glücklicher Versucher über die echt deutsche Natur des Galliers und insbesondere über den gelungenen Vorschlag, daß sich bei solchem Gewitterregen der Wein viel reiner im Schilderhause trinke als im Freien. Der Zweck war erreicht, die Wache entfernt, und im Klostergebäude waren die paar französischen Offiziere im Eckflügel zu sehr mit der Roulette beschäftigt, um von ihnen in dieser Nacht, die so finster war, daß Hans in einem Sacke sich zu rühren meinte, etwas befürchten zu müssen. Der treue Bursche hatte die Pläne seines Herrn vollkommen erforscht und stand bereit, für sie Leib und Leben zu opfern. Von Juri war nichts zu besorgen, denn der fand es gar behaglich, in der Schänke zur Bedienung der Gäste für heute mitzuhelfen. Nach wenig Augenblicken war Hans vor **Duchat**, der die gefaltete Stirne glättete, als ihm der Diener höchst unbefangen erzählte, er habe sich erlaubt, die französische Wache zu tractiren, und selbe sammt dem Wachcommandanten bei **Lizika** vor vollen Humpen versammelt. Hans, du weißt, begann der Oberlieutenant nach einigem Zaudern, daß die Dachrinnen sämmtlich in den Hof sich münden, in der Mitte des Hofes steht eine große Waschkufe, wie wäre es, durch die unten

liegenden älteren Rinnen das Wasser in selbe zu sammeln und dann — dann jene Röhre anzubringen, fiel Hans kaltblütig ein, welche Sie seit 6 Tagen in Ihrem Bette verbergen, sie ist lang genug, um in die Mine Nr. 3, die bereits mit Pulver gefüllt ist, zu reichen. Von dort in die ebenfalls armirte, morgen zum Losbrennen bestimmte Mine Nr. 5 bahne ich dem Wasser den Weg. Hans, du bist? fuhr **Duchat** erstaunt auf — Ein Steierer, erwiederte der Bursche fest und ruhig. Wollen Sie mich Theil nehmen lassen an Ihrem Werke, so überlassen Sie mir den Schluß des Ganzen.

Er verschwand und kam schnell mit ein Paar neuen französischen Militärschuhen zurück, welche er frisch gepugt vor der Thüre des Sergeanten **François** getroffen hatte, verbarg selbe unter seinem Commißkittel, fügte die Leitertheile mit staunenswerther Genauigkeit an einander, und stieg, nachdem er den Gang von Innen verschlossen, mit **Duchat**, der eine lange Blechröhre trug, aus dem Fenster in den Hof. Als wollten alle Wolken sich entladen, rauschte der Regen durch die rabenfinstere Nacht. Ziegel und Mauerwerk kollerten vom Dach und Schornstein auf die beiden Oesterreicher, die ihr „Frisch gewagt!“ in den Bart summend lautlos die Rinnen im Hofe an die Mündungen der Dachgossen legten und in weniger als einer Viertelstunde die Freude hatten, aus dem unzweideutigen Rauschen zu bemerken, wie das Wasser von allen Röhren in die dritte Mine sich ergoß. **Duchat** kroch nun auf dem Bauche vor-

wärts, das nachsickernde Gewässer überzeugte ihn, daß sein Unternehmen gelingen müsse, bald stand er bis an die Kniee im Wasser, welches bereits über die Pulverfässer stieg. Mit eisenkräftiger Faust riß er beim Zurückkriechen die Stützen der Zwischenrinnen ein und überließ es der Kraft des Wassers und dem Drucke der Erde, das Werk der Zerstörung zu vollbringen. Ein plötzlicher Lärm im Spielzimmer hatte den Posten bei der ersten Mine herbeigezogen, der aber, nachdem er im Schlamm ausgeglitten und gefallen, sich fluchend unter das schützende Dach zurückzog. Ein lautes Pochen an die Thüre des Corridors drang nicht bis zur Spielgesellschaft.

Mit leichterem Herzen stiegen die Contremineurs nun die Leiter zurück, Hans aber versäumte nicht, die Schuhe des Sergeanten in den weichen Boden zu tauchen, die Leiter am Fenster des Franzosen anzulehnen, außen an der Mauer die schmutzigen Sohlen der Schuhe einzuprägen, dann sich in den Gang zu schwingen und die Leiter so rasch als es anging, in tausend Trümmer zu zerbrechen, die er weit hin über den Hof gegen den Wall schleuderte. „Gute Nacht, Herr Oberlieutenant!“ rief er halb wehmüthig — „was morgen immer geschieht — wir wissen nichts von einander, gehen Sie zur Ruhe. Frisch gewagt! ist Ihr Spruch und auch der meine.“ Duchat drückte dem wackeren Steierer die Hand, der munter hinübereilte zu Lizika und dort unter den trunkenen Franzosen, die ihn kaum vermisst

hatten, sich so trunken stellte, daß **François** aus wirklichem Mitleiden es für gerathen fand, den guten **Troubadour** mit Hülfe des lallenden **Juri** durch zwei Mann heimgeleiten zu lassen.

IV.

Des Feindes Recht und englische Geseze
Sind Hinterhalt gen' Hinterhalt,
Nur der entgeht des Todes sich'rer Geze,
Der List bewährt gen' eherne Gewalt.

Der stürmischen Wetternacht war ein trüber unruhiger Tag gefolgt. Auf dem Hauptplatze waren in der ersten Dämmerung vier Bataillons Franzosen in Schlachtordnung aufmarschirt, Adjutanten flogen nach und von dem Schlosse Eggenberg, vor dem Erziehungs-
hause im kälbernen Viertel stand eine Compagnie Grenadiere schußfertig, während ober- und unterhalb die Straße durch Cavallerie-Patrouillen abgesperrt war. Im Gebäude selbst hielt man Kriegsgericht.

Die Minen, an denen die Franzosen mühsam einige Wochen gearbeitet hatten, waren über Nacht kunstgemäß ersäuft worden, und zwar nicht blos die beiden zum Sprengen gefüllten, sondern auch alle übrigen fünf theils unter Wasser gesetzt, theils so zugerichtet, daß sie einstürzen mußten. Der zurückgebliebene österreichische Hauscommandant, Oberlieutenant **Duchat**, hatte durch sein heimliches Beobachten der Minenarbeiter den Verdacht auf sich geladen, daß er die stürmische Nacht benützte und das Werk der Zerstörung vollbrachte.

Der Intendant der Armee, Graf ***, hatte unter dem Bette dieses Oberlieutenants eine blecherne Rinne bemerkt, welche genau dieselbe scheint, die man am Eingange der einen zerstörten Mine Nr. 3 entdeckte; **Duchat** spielte beim Besuche französischer Offiziere seit längerer Zeit den Kranken, während er vor und nach ihrer Entfernung, wie der Sergeant **François** durch das Schlüßelloch bemerkte, mit Ausnahme von Plänen beschäftigt war. Es ist erwiesen, daß die Dienerschaft **Duchat's** vergangene Nacht nicht im Hause war, es zeigten sich im Minenhofe Bruchstücke einer Leiter, und was mehr als das, die unzweideutigen Spuren schmutziger Füße an der Mauer des Gebäudes vom Fenster des Corridors bis in den Hof. Mir, als Landmann des Angeklagten, bemerkte stolz zum Schlusse der Intendant, kommt um desto mehr das Recht zu, auf die größte Strenge zu dringen, da ich nicht gerne auf dem Namen Elsässer den leisesten Verdacht minder guter Gesinnung für Frankreich und den Kaiser sehen möchte. **Duchat** vertheidigte sich fest und ruhig, er bewies sonnenklar, daß solche Blechrinnen von ihm vor der Invasion zum Hausgebrauche angeschafft, noch ein ganzes Depot unter dem Dache liegen, bewies seine Anwesenheit in der Nacht in seiner Stube durch das Zeugniß seiner Dienerschaft, zeigte die Unmöglichkeit, ohne eine Leiter von Innen oder Einverständnis von Außen in den wohlverschlossenen Hof zu kommen, berief sich auf die noch lange in der Nacht wach gebliebene Spielgesellschaft, nahe seiner Stube, endlich auf den selbst zur Confrontation

tation gebrachten wachhabenden Mineur, der deutlich genug aussagte, er habe wohl das Toben des Sturmes vernommen, aber in seiner unmittelbaren Nähe keinen Menschen bemerkt. Die Fußspuren an der Mauer, der Gang, den **François** bei seinem ersten Herüberkommen verschlossen und dann offen gefunden, vor Allem aber der Wunsch der Mehrzahl im Kriegsrechte, für die zerstörten Minen einen Oesterreicher, dessen Zurückbleiben in einer besetzten Stadt schon einmal den größten Verdacht des Aufspürens und Verrathes erregen mußte, als Opfer zu nehmen, bestimmten so ziemlich den nahen Ausspruch des „Schuldig“; und schon traten die verhängnißvollen sechs Schützen aus den Reihen der Grenadiere an den gewissen Sandhügel, welcher der Wache am Stainzerhofe gegenüber das letzte Kopfsissen für **Duchat** bilden sollte. Da erschienen **Lizika** und **Hans** vor dem Kriegsgerichte. Erstere bewies mit einer Beredsamkeit, die jedem Advokaten Ehre gemacht hätte, daß **François** unmöglich zu den Belastungszeugen gehöre, weil er als Wachcommandant kein Recht haben konnte, die Wachstube zu verlassen, um im Gebäude gegenüber zu untersuchen, daß aber auch das Untersuchthaben sehr unwahrscheinlich sei, indem er bis über Mitternacht in der Schänke **Anka's** die Wachmannschaft bewirthe, ja nicht blos diese allein, sondern auch **Duchats** Dienerschaft, weiß Gott aus welcher Absicht, gänzlich betrunken gemacht habe, so daß **Hans** und **Juri** heimgeführt werden mußten. **François**, der abgelöst und als Zeuge verhört wurde, verwickelte sich durch

den übernächtigen Taumel eben so verwirrt, als durch den seine Eitelkeit verletzenden Umstand, daß er das Schlüßelloch zum Spioniren benützt, in eine Unzahl Widersprüche und nur die Fußstapfen an der Mauer zeigten unvermeidlich gegen **Duchat**. Ei der Donner, begann da Hans, wenn es sich um Schuhsohlen als Zeugen handelt, da bin ich auch Sachverständiger; ich puße die Stiefel meines Herrn, und verlange, daß man die Sohlenabdrücke an der Mauer auch confrontire. Die Beisitzer brachen in ein lautes Gelächter aus, der piemontesische Obrist **Veronati** aber erhob sich und verlangte als Präsident des heutigen Kriegsrechtes, daß man die Fußstapfen vergleiche. Hans eilte mit sämtlichen Stiefeln seines Gebieters herbei, aber alle waren viel zu lange und zu breit gegen die Spuren an der Wand. Das sind Abdrücke von französischen Schuhen und noch dazu von ganz neuen, bemerkten zwei Grenadiere, da kann nur ein Franzose hinaufgestiegen sein. So rührt die Minengeschichte vom Verrathe aus unserer Mitte her, begann der Präsident, indem er einen durchbohrenden Blick auf den Intendanten und einen höhrenden auf die Füße des erbleichenden Sergeanten warf, wir haben gegen unsern österreichischen Kameraden nichts weiter, — und wollen unsere Sache auf einem anderen Boden untersuchen. Es lebe Frankreich und der Kaiser! in dessen Namen ich nach meinem Gewissen den österreichischen Oberlieutenant für schuldlos erkläre; wer mir beistimmt, stehe auf. Fünf von den Beisitzern erhoben sich, die Mehrzahl war so

mit aus den neun Männern zu **Duchats** Gunsten. Man wünschte ihm Glück, führte ihn vor die Fronte der Grenadiere, deren Offiziere den Geretteten mit eben so viel Jubel umarmten, als sie früher ernstlich zu seiner Hinrichtung bereit standen. Einige Stunden später saß **Duchat** an **Marmonts** Tafel in **Eszenberg**. Als aber die Franzosen abmarschirten und mancher muntere Krieger dem wackeren **Duchat** die Hand schüttelte, da flüsterte ihm **Obrist Veronati** in das Ohr: „Ich wünsche Ihnen und den **Grägern** Glück, wir Alle wissen doch, welche Hand die **Minen** vereitelt, aber der Buchstabe des Gesetzes richtete nach den Fußstapfen. Adieu, Kamerad!“

Duchat aber, der noch Jahrzehnte als pensionirter **Obristwachtmeister** im steierischen **Unterlande** manchen lustigen **Freund** im netten **Gasthause** bewirthete, welches **Hans** und **Lizika** besitzen, erzählte mir oft scherzend die **Begebenheit** und meinte, die **Gräger** wissen nicht, wie ein einziges „**Frisch gewagt!**“ ihre halbe **Stadt** gerettet habe.

Der schwarze See am Pacheru.

(Wendensage.)

Johannes ist vorüber, die Kirschen sind gereift,
 Und die Planina Wiesen blau, roth und weiß gestreift;
 An ihrem Rande grasen wohl hundert Rinder licht,
 Umher im Kreise grünen wohl Nuß- und Buchbaum dicht.

Um Keller und um Scheunen spielt heller Sonnenstrahl,
 Und brennt aus dreizehn Fenstern zurück vom hohen Saal,
 Verklärt des Hornes Wogen und tändelt mit dem Lein,
 Und schmückt das Haus des Reichthums mit zweifach
 gold'nem Schein.

Denn was das Auge schauet, wie weit die Stimme reicht,
 Was rings im Hochfeld reiset, dem kein's am Pacheru
 gleicht:

Das ist Frau Neza eigen, das erbt ihr stolzer Sohn,
 Das Glück hat es gegeben, doch spricht dem Glück sie Hohn.

Ein Wand'rer schleicht des Weges, die Sonne glüht so heiß,
 Ihm tropft vom kahlen Scheitel, vom grauen Bart der
 Schweiß:

„Wohl mir, im Kirschenschatten da find' ich Lab und Raft!“
Er spricht's, und streckt sich nieder, ein anspruchsloser Gast.

„„Was suchst du?““ tobet Arnel, der Neza eitler Knab',
„„Was schreckst du meine Sperling' von ihrem Futter ab!““
„D laßt mir, edler Junker, was ihr dem Sperling gönnt,
Der schnatternd einst den Heiland am Kreuze hat verhöhnt.“

„„Schweig' alter Gauch voll Lügen!““ der Bube zürnend
droht,
Und glitscht und schmuckt das Sammtkleid sich in der
Goffe Roth,
Und bricht dem Greis, dem schwachen, den Wanderstab
entzwei,
Und lügt, er sei geschlagen, der Mutter mit Geschrei.

Die sitzt auf gold'nem Schemel, vor ihr auf Silber blank,
Da schimmert aus Kristallen der Pickerer als Trank;
Sie nimmt vom Marmortische schneeweiß das feinste Brot
Und reinigt Arnel's Kleider, und murret wider Gott.

Da flehet durch das Fenster der Bettler hungerbleich:
„Erquicket mich mit Speise, Frau Neza schön und reich!“
Da wirft sie ihm die Krümmen, zerknittert, schmutzig grau
In's Antlitz: „„Nimm, du Rabe, und fort aus unserm
Gau!““

Da schleicht der arme Pilger zum nahen Brunnenquell,
 Ein bitt'rer Born wohl träufelt aus seinen Augen hell;
 Da neigt er sich hinunter, will Labung schlürfen ein,
 Da wirft der Junker lästernd in's Wasser Stein auf
 Stein.

Da richtet sich der Fremdling hoch auf; und Mund
 und Hand

Berwünschen das Geschöfte, eh' er im Wald verschwand;
 Als hätt' er sie gemurmelt, so steigen Nebel auf,
 Als hätt' er ihn verwischet, war weg der Sonne Lauf.

Als hätt' er sie gerufen, weit von der Kappa her,
 So ballen sich die Wolken zum grauen Bogenmeer;
 Als müßt der Quell aufsteigen zum Himmel hoch hinan,
 So rauscht er aus dem Brunnen, füllt Wies' und
 Fluren dann.

Und statt der Sperling prasseln im Kirschhain Schloßen
 wild,

Bis Frucht und Heerden liegen erschlagen im Gefild,
 Und höher immer höher steigt noch die Wasserfluth,
 Bis der Planina Reichthum in ihrem Schooße ruht.

Und Welle dehnt an Welle sich immer weiter aus,
 Bis sie vertilgt, verschlungen Frau Neza und ihr Haus;
 Da tobt nicht mehr das Wasser, da ruht es kalt und zäh,
 Ruht oben auf dem Pacher noch stumm als schwarzer See.

Schläft, nie von Wind gewecket, nährt nie der Fische
Brut;

Wirft fremd zurück die Sonne, und fühlt nicht ihre Glut.
Vom Krummholz nun umgittert, kein Blümlein in der Näh'.
So glogt's aus dreizehn Fenstern den Pilger an der See.

Doch trübet ihr im Frevel sein Bett durch einen Stein,
So seht ihr Molsch und Unke und hört die Raben schrei'n;
Mit grausem Wetter strafet der schwarze See den Hohn,
Das lernt' er von Frau **Neza** und ihrem bösen Sohn.

Die Freiherren von Rauber

in Steiermark.

Wer kennt nicht das Joanneum in Graz, dieß schönste Denkmal kaiserlicher Sorgfalt und humanen Strebens, diesen herrlichen Musensitz, der durch den Reichthum seiner wissenschaftlichen Schätze das weise Walten der Stände in eine sinnige Parallele mit den Tagen der Medicäer setzt? An das Gebäude des Joanneums knüpft sich die Erinnerung an ein alt innerösterreichisches Heldengeschlecht — dessen Wiege in Krain stand — dessen letzter ebenbürtiger Sprosse im k. k. 46. Linien-Regimente Freiherr von Jellačić in Siebenbürgen als Hauptmann dem Vaterlande dient — an ein Heldengeschlecht, von dem noch die Gasse, die zum Joanneo führt, den Namen Raubergasse trägt. Sie hieß noch im 15. Jahrhunderte die hintere Schmiedgasse, dort besaß Barthelme von Mörzberg sein Haus neben dem Reckthurm (bis 1835 Scharfrichterhaus); er trat es an Friedrich IV. ab; schon bald darauf hatte es die Familie Rauber, weil Barthelmes Tochter Judith mit Niklas von Rauber vermählt war. Von nun an blieben die Namen Rauberhof und Raubergasse. Katharina von Rauber brachte es an ihres Gatten

Sebastian von Windischgraz Familie und Judith, Sebastians Tochter, an ihren Gatten, Hans Friedrich von Hoffmann zu Grünbüchel, der den Rauberhof 1592 an die Stände verkaufte, welche ihn als Aushülfsgebäude für die protestantische Hochschule im Paradeise einrichteten. Nach der Gegenreformation kam der Rauberhof an Dr. Gallus Brenner, Regierungsrath; von ihm 1620 an St. Lambrecht; 1684 um 27,000 fl. an Feldmarschall Jakob Freiherrn von Leslie; dieser kaufte auch den Freigrund, der an den Stadtwall und Fleischer Eulenspiegels Haus stieß, um 2000 fl. und fügte diese Besizung zu seinem neuen Fideicommiß Bernegg 1689. Als seine Familie 1802 mit Grafen Anton Leslie erlosch und Fürst Carl Dietrichstein den Rauberhof geerbt hatte, kauften ihn 1811 die Stände um 32,476 fl. W. W. Der riesengroße Andrä Eberhard, Freiherr von Rauber, hatte ihn wohl nie im Besitze. Die Freiherren von Rauber auf Plankenstein und Weineck erloschen zum Theile in unseren Tagen mit Ludwig Freiherrn von Rauber, Domcapitular von Olmütz, infulirten Propst von St. Anna. Ihr Stamm gehört zu jenen alten Geschlechtern Carantaniens, von denen die Gradeneck, während Kärnthens Herzog auf dem Fürstenthuhle die Huldigung empfing, auf fremden Wiesen mähen, die Pottendorfer sengen und brennen (ein Recht, das später die Mordage erbten) und die Rauber rauben durften. Der steierische Zweig kam ebenfalls aus Krain. Hans, Ulrich und Hermann zogen 1446 nach Fürstenfeld und Radkersburg, um Steiermark ge-

gen die Ungarn schützen zu helfen. Niklas Rauber eilte 1462 mit dem Grafen von Schaumburg und den treuen Krainern dem bedrängten Kaiser Friedrich nach Wien zu Hülf. Leonhard, geheimer Rath und Oberhofmarschall, vermählt mit Kyburgis von Blagay, hatte als guter Kämpfer oft die Ehre, mit Kaiser Max im Turniere die Lanze zu brechen. Hans Rauber lebte 1499, seine Mutter war eine Luegerin. Ein Niklas Rauber half mit den edlen Kärntnern Niklas von Liechtenstein, Ponkras von Dietrichstein, Leonhard von Preising, Christoph von Weisbriach und Georg von Weiffeneck Innerösterreich gegen die Türken schützen. Unter Rudolf von Rhevenhüllers Anführung wurde die große Schlacht bei Villach gewonnen, in der 10,000 todt, 7000 gefangene Osmanen den Schatten der Gemordeten als Opfer folgten, und der von Rhevenhüller erschossene Ali Pascha in Raubers Händen den Geist aufgab. Leonhards Tochter Sabina vermählte sich am 3. Mai 1511 mit Sigmund von Auersberg zu Wolfpassing. Christof Rauber wurde in seinem 27. Jahre, 1499, Bischof von Laibach. Ihm verwaltete eine Zeit lang die Temporalien sein Vetter Caspar Rauber, Stadthauptmann von Triest, der Besieger des unglücklichen Erasmus Lueger. Fürstbischof Christof Rauber zeichnete sich in vielen politischen Sendungen aus, machte mehrere Reisen als Botschafter nach Rom und führte eine Zeit lang mit seinem Vetter Niklas das Commando in Triest. 1611 war er oberster Kriegskommissär in Krain und in östereichisch Istrien, mit einer

Bedeckung von 50 gerüsteten Reitern. Er hatte das Mißgeschick, seine Vettern Niklas und Michael Rauber und Beit von Thurn durch Hinterlist in venetianische Gefangenschaft zu verlieren. Dafür hatte er die Entschädigung, seinen Neffen Leonhard bei der Zusammenkunft Kaiser Maximilians zu Bels 1515 mit Sigmund König von Polen und Ladislaus König von Ungarn als Hofmarschall an der Spitze der kaiserlichen Reisigen im goldnen Wassenrocke zu sehen. Bischof Christof, trotz seiner vielen Geschäfte, die ihn meist am kaiserlichen Hoflager zu Wien hielten, erweiterte die Residenz zu Oberburg, befestigte sie mit Mauern und Wällen etc. Als 1529 Johann von Auersperg bei einer Recognoscirung an der türkischen Grenze verloren ging und nie mehr zum Vorschein kam, wurde Christof Rauber Landeshauptmann von Krain von 1529 bis 1530. Er starb 1536 als Statthalter in Wien und liegt zu Oberburg.

Bei der Huldigung Ferdinand I. in Prag erschienen Hans und Niklas von Rauber als Repräsentanten des krainischen Adels. Eberhard Rauber besaß Thalberg, aber schwerlich den Rauberhof (nun Joanneum) in Prag. Er wurde weltberühmt durch seine Riesenstärke und den Bart, der ihm vom Kinn zu den Füßen und wieder zum Gürtel zurück ging, durch seine herkulische Größe, die 3 Ellen betrug, und seinen edelmüthigen, echt ritterlichen Sinn, den er in mehr denn einer Gelegenheit bewies. Er fehlte bei keinem Turniere, und mehr denn hundert Gegner küßten durch ihn den Sand. Bei

einem Besuche Herzog Ferdinands bei Carl II. von Steiermark rühmte sich ein riesiger bekehrter Jude, daß ihm kein Gegner im Faustkampfe gewachsen sei. Als er Rauber gefordert hatte, und das Loos den ersten Streich dem Juden gönnte, versetzte dieser dem Freiherrn einen solchen Schlag, daß der Freiherr betäubt vom Saale getragen wurde. Acht Tage später erneuerte sich der Kampf, bei dem Rauber dem Juden den Bart sammt dem unteren Kinn wegschlug. Der wegen seiner Riesenkraft berühmte Eberhard Freiherr von Rauber starb 1575 alt 68 Jahre auf seinem Schlosse zu Petronell. Er war in erster Ehe mit der schönen Dorothea Schorsäkin, dann mit Ursula von Eschillock vermählt, die ihm 4 Paar Zwillinge gebar. Ernst Alexander, Freiherr von Rauber vermählte sich 1667 mit Regina Freiinn von Guffié; seine Tochter Susanna emigrirte 1674 mit ihrem Gatten Georg Sigmund Herr von Dietrichstein, Herrn von Primersdorf in Niederösterreich, der als eifriger Protestant die Heimat verließ. Ein Kaver Freiherr von Rauber starb 1809 als Oberstlieutenant in Graß. Bei meinem jüngsten Besuche von Petronell fand ich das Grabmahl der schönen Gemahlin des innerösterreichischen Eid; es möge hier einige Zeilen verdienen.

Wir kamen zwischen ebenen Rebenpflanzungen zu der ehrwürdigen Rotunda, die neben dem altergrauen Spitale von einer morschen Mauer umschlossen die Gruft der Grafen von Traun enthält — ein Grab der Gegenwart auf dem Leichenfelde einer großen Vergan-

genheit. Die Todten-Capelle hat nur am Karner in Hartberg ein würdiges Seitenstück von völlig gleicher Bauart. Außen sind 18 Halbsäulen, je zwei starke Schritte von einander, oben durch ovale Bögen verbunden, wie der ganze Bau aus dunklen sorgfältig geglätteten Quadern. Das Sanctuarium mit seinen kleinen Fenstern tritt als ein Oval aus dem kreisrunden Bau hervor. Ober dem Eingange hält ein Mann ein Kind bei den Haaren, ein Engel tritt ihm entgegen, vielleicht Abrahams Opfer. Die Mauern haben mehr als Klafter Dicke. Das Innere, nur von zwei Fenstern beleuchtet, zeigt einen Musikchor mit doppelter Treppe auf zwei hölzernen Säulen — eine offenbare Störung des Ganzen, dessen sonstige Einheit überraschend ergreift. Drei schmale Spitzfenster werfen ein dämmern- des Licht in das Sanctuarium. Die Capelle enthält nur ein Bild, Johannes tauft Christum. Am Grabsteine sind 3 durch Ketten verbundene Schilde, die Inschrift besagt, daß hier Frau Dorothea Rauberin aus Ungarn, Gattin des Herrn Andrá Eberhard Freiherrn von Rauber, Herrn von Plankenstein und Petronell, geborne Scharfäkin, begraben liege.

Den Enkeln Heil, die solche Ahnen
An Kraft und Milde schirmend mahnen.

Urlaub.

Laßt mich auf Urlaub zieh'n,
 Werde euch nicht entflieh'n,
 Wird nur das Heimweh gut,
 Bin ich ein tapf'res Blut;
 So aber bricht mein Herz,
 Glaubt mir's, im stummen Schmerz.

Auch ihr meint's gut mir All',
 Schicket mich ins Spital;
 Doch wo das Uebel nagt,
 Hat noch kein Arzt gesagt;
 Weiß ich doch selber nicht,
 Was meine Kräfte bricht.

War sonst wie Eisen stark,
 Hatte nur Gluth statt Mark,
 Zog sich der Förster schnell,
 Merkt er mein Büchlein hell;
 Jetzt wie die Ruhme alt
 Bin ich so schwach und kalt.

Wenn ich das Hochland seh'
 Wird mir's im Herz so weh,

Berghöh'n und Jägersmann
 Seh'n sich so ähnlich an.
 Schützenrock gleicht bald
 Lustigem grünen Wald.

Fast wie die Alpen braun
 War einst mein Hut zu schau'n.
 Geiersflug weiß und hell,
 Schnee wohl auf höchster Stell;
 Und an den Blumenstrauß
 Mahnt ja der Sennin Haus.

Muß ich dieß ferne seh'n!
 Laßt mich auf Urlaub geh'n.
 Glaubt in der nächsten Stund
 Bin ich euch ganz gesund,
 Rück euch getreulich ein,
 Müßt's auch auf immer sein!

Heinrich Knassl - Lenz,
K. K. Lieutenant bei Baron Sivkovič
Infanterie.

N e k r o l o g.

Fortibus armis

Acta patris vinces majorque
 vocaberis illis (Eroberung von
 Temesvár durch Eugen 1716).

Der Krieger mitten im Gemühe des Kampfes öffnet dem Tode freudig die Arme und empfängt ihn jubelnd, als wäre er der Bräutigam der Unsterblichkeit. Aber wenn nach Schlacht und Sieg nach tausend Gefahren das giftige Geschosß der Seuchen den muthigen Kämpfer heimtückisch trifft, wenn ihm der Jüngling nicht gemäht, sondern gebrochen erliegt, wenn nicht der Donner der Kanonen seinen letzten Pfad begleitet, sondern ein schüchtern nachgemurmelter Gruß seiner letzten Gefährten, weit vom Waffenschalle, weit von der Heimat im fremden feuchten Boden ihm nachseufzt: da regt sich doppelt das Gefühl der Wehmuth, da verpflichtet das ungleiche Loos den Griffel der vaterländischen Geschichte, um so eifriger zu sorgen, daß nicht auch die Thaten des Helden mit in das Grab der Vergessenheit sinken. — So weihen wir denn einige

Zeilen einem der jüngsten, einem der hoffnungsvollsten Offiziere, einem jener Bacteren, wie sie die österreichische Armee in der Sturm- und Drang-Periode der Jahre 1848 und 1849 in ihrem eigenen Schooße schnell groß gezogen: um der Nachwelt zu beweisen, daß Oesterreich nie größer sei, als in den größten Gefahren. —

Als Freund und einstiger Lehrer des Verbliebenen weihen wir einem würdigen gefeierten Sohne unserer Steiermark einige Zeilen der Erinnerung, um so mehr, als zu erwarten, daß die altrömische Celeja, die Geburtsstadt des Dahingeshiedenen, selbst im eigenen Interesse ein kleines Denkmal errichten dürfte. Jene Leser, welchen der Name Heinrich Knaffl-Lenz unbekannt sein dürfte, verweisen wir auf die Mittheilung seines Todes und die kurze Skizze seiner Thaten, wie selbe in Nr. 263 der Grazer Zeitung vom 23. September 1849 flüchtig angedeutet erschienen.

Heinrich Knaffl-Lenz ward als zweiter Sohn seinem Vater, dem gegenwärtigen Herrn Finanzrathe Heinrich Knaffl zu Graz, in Gills am 19. Mai 1831 geboren.

Der Knabe, an dessen Wiege als gemüthlicher Hansfreund der gefeierte Sänger Gabriel Seidl oft als lieber Schutzgeist stand, berechtigte schon im ersten geistigen Erwachen zu den schönsten Erwartungen; Offenheit, reinen Sinn, Muth und biedere Geradheit sprachen seine Züge, seine Worte, seine Handlungen aus. So wurde er der Liebling seiner Gespielen, die

Hoffnung der Eltern. Er erhielt den ersten Unterricht in Marburg, machte die Gymnasialstudien in Graz und vollendete sie im Juni 1848 bei dem Unterzeichneten in Marburg.

Schon als Studirender gab er bei seinem Erd und Himmel übersprudelnden Temperamente auffallende Proben des kältesten Muthes, der ruhigsten Besonnenheit in Gefahren. So sah er in Graz beim Schlittschuhlaufen im Jahre 1844 die Eisdecke unter einem seiner Gefährten einbrechen und letzteren untersinken. Rasch warf er sich flach auf dem krachenden Eise nieder, kroch auf dem Bauche bis zu seinem Gespielen und rettete Letzterem mit eigener Gefahr das schon mehr als bedrohte Leben. Bei dem Brande des Payer-Bäckerhauses im Sommer 1848 zu Marburg, dessen Flammen einem ganzen Stadttheile Verderben drohten, stand und arbeitete Knassl stundenlange auf den gefährlichsten Stellen, mitten in Rauch, Gluth und Lohe und ruhte nicht früher, als bis die Gefahr von dem Hansmagazine des benachbarten Seilers entfernt war. Gleich mit dem Beginne der Ferien 1848, die in Marburg damals schon im Juni ihren Anfang nahmen, war Knassl einer der vielen Marburger Studiosen, welche meinem Rathe folgten, begeistert in die Reihen der Armee traten, und die wenigen, welche ruhmvoll im Kampfe erlagen, ausgenommen, eben so schnell durch Muth und Geschick, als geachtete Offiziere zur Nach-eiferung anfeuerten.

Seinem Wunsche, Soldat zu werden, entsprach sein reich gebildeter Vater mit gewohnter Vaterlandsliebe, sein Vater, der selbst in den Tagen der Gefahr und der Rathlosigkeit in der lebhaften Debatte des steirischen Landtages zu Graz am 8. August 1848, für Erhaltung der Einheit der österreichischen Monarchie, nämlich, die inhaltsschweren Worte sprach: „Wir dürfen uns von den übrigen Provinzen der Monarchie nicht ein Mal scheinbar absondern. Wenn wir uns isoliren, wenn wir nicht jedes provinzielle Interesse dem Allgemeinen opfern, so werden wir gewiß erfahren, daß gerade diese Isolirung uns zum Nachtheile wird. Wir müssen erklären: daß Steiermark ein untheilbares Herzogthum im österreichischen Kaiserstaate ist, dadurch werden wir beurkunden, daß wir allen Provinzialgelüsten entsagen und die Kraft in der Einheit finden“! Die Ansichten eines Sohnes, der von seinem Vater von Kindheit an in solchen Grundsätzen erzogen war, konnten wohl nicht thatlos bleiben. Heinrich Knaffl war eine jener glühenden, aufbrausenden Naturen, welche das seltsame Schauspiel gewähren, daß gerade sie sich dem starren unbedingten Gehorsame der ehernen Soldatenpflicht am leichtesten und liebsten fügen. Am 15. October 1848 trat er als Cadet in das galizische Regiment B. *Sivkovič* Nr. 41, weil es auf dem gefährlichen ungarischen Kriegsschauplatze stand, und weil Knaffl. Gelegenheit gefunden, in dem damals zu Graz lebenden Herrn Inhaber B. v. *Sivkovič*, nicht bloß einen würdigen Freund sei-

nes Vaters, sondern auch einen der edelsten Veteranen unserer Heldenarmee zu verehren.

Als Cadet auf seinem Durchmarsche zu Marburg besuchte mich der begeisterte, in seinem Berufe überglückliche Jüngling das letzte Mal. „Sehen werden Sie mich vielleicht nie wieder, aber hören, viel hören von mir sollen Sie recht bald,“ waren seine letzten Worte.

Da er des ungarischen Aufstandes wegen nicht gleich zu seiner Garnison nach Temesvar abgehen konnte, und Herr Inhaber B. v. **Sivkovič**, der mittlerweile aus Graz in das stillere Görz übersiedelt war, in seinem Briefe vom 15. November den Wunsch äußerte, den feurigen Jüngling bald auf dem Kriegsschauplatze zu wissen; so wurde er als Cadet dem 3. Bataillon des steirischen Regimentes B. Piret zugetheilt, welches den Feldzug unter Feldzeugmeister Grafen Nugent von Untersteier aus gegen Ungarn mitmachte, einen Winterfeldzug, der durch alle Drangsale des Krieges, der Elemente und der Entbehrungen sich den beschwerlichsten, welchen die Geschichte kennt, anreihet. Von hier an geben wir einen Theil seiner Geschicke aus seinen herzlichsten Briefen an seinen Vater und aus den ehrenvollen Berichten seiner Vorgesetzten, deren ungetheilte Liebe er in der kürzesten Zeit gewann. Ich gebe seine Schicksale so vollständig als möglich, da dem Historiker kein Einzel-Character unwichtig sein soll, sobald er auf einem wichtigen Schauplatze Wichtiges geleistet hat, und zu noch größeren Erwartungen berechtigte!

Knaffl kam bei dem 3. Bataillon Piret in Pettau an und übte sich dort in den Dienst ein. Aber schon am 29. November 1848 Früh 9 Uhr beim Exerciren traf der Befehl zum Ausmarsche nach Croatien ein, 2 Stunden später ging es über Ankenstein und Sauritsch ohne Aufenthalt fort bis Warasdin, wo nach Mitternacht die Truppe, bei 50 Pfund Gepäck auf den Mann, so ermüdet eintraf, daß alle Rüstwagen mit Erschöpften beladen, und 4 Packpferde gefallen waren. Auf das Gerücht: die Ungarn seien bei Legrad eingefallen, wurde schnell die Draubrücke besetzt, und durch Pechkränze an den Jochen ihre etwa nöthige Zerstörung vorbereitet. Schon am 6. November wurde nach Steiermark zurück, und zwar nach Radkersburg gezogen, wo sich Nugents Corps 12,000 Mann stark mit 2 zwölfpfündigen Fuß-, 3 sechspfündigen Cavallerie- und 1 Raketen-Batterie vereinigt hatte. Die Schiffmühlen am linken Murufer, aus welchen die Vorposten durch die Ungarn beunruhigt wurden, waren am 15. durch Kanonen zerstört, und das Landwehr-Bataillon Piret zum Schutze der unteren Gegenden am 16. bis Luttenberg vorgeschoben. Damals erwachte in Knaffl der lebhafteste Wunsch, zu Erzherzog Johann Dragoner überzutreten, um noch rascher auf dem lebendigen Schauplatze des Krieges zu sein.

Im furchtbarsten Schneegestöber fand am 23. November der Ausmarsch von Radkersburg nach Körmend statt, das ganze Armeecorps setzte auf ungarischen Boden über, rückte in 8 Stunden ohne Speise

und Trank bis Maitianz vor, wo unter freiem Himmel bei einer Kälte von mehr als 20° bivouakirt und am nächsten Morgen als Erfrischung halbrohes Rindfleisch verzehrt wurde.

Am 24. Früh 7 Uhr aufgebrochen, in 9 Stunden St. Peter erreicht, wurden ohne Wasser und Brot mit wunden Füßen sogleich die Vorposten bezogen. Um Wasser zum Kochen zu haben, mußte das Eis einer Kalkgrube geschmolzen werden.

Knaffl war zu einer Hausdurchsuchung commandirt, da sprang ein riesiger Pandur mit geladenem Stutzen aus einem Hinterhalte auf ihn an, Knaffl schlug den Stutzen zur Seite, verfolgte seinen Feind durch einen Weingarten, wo Beide im Handgemenge stürzten, bis es Knaffl gelang, seinen Gegner zu entwaffnen und gefangen einzubringen. Mit dem erbeuteten prachtvollen Drahtlaufstutzen, der ersten Spolie, machte er seinem Lieutenant ein Geschenk.

Am Christtage wurde wieder der Marsch nach Körmend zurückgemacht, und die 3. Nacht auf Vorposten zugebracht. Den Rest dieses Monats blieben die Truppen in Körmend, 15,000 Mann standen in und um den kleinen Ort, dessen Juden die Verhältnisse zur Theuerung zu benützen verstanden. So kam das neue Jahr, eine hieroglyphenvolle Sphynx, eine seltsame Schrift. Daß selbe nicht Babels Sprache, nicht Belsazers Schrift wurde, verdanken wir Oesterreichs jungem Cyrus. Am 4. Jänner 1849 wurde von Körmend nach Lövvö aufgebrochen; in Folge des schlechten

Wassers litt Knassl bereits arg am Fieber, kam krank in **Baesa** an, machte aber trotzdem den Marsch über **Lendva** und **Letenye** (wo im October die steirische Mannschaft so tapfer gefochten hatte) mit, als ganzer Erquickung in seinen Briefen nur der Bank erwähnend, auf welcher er sich in **Letenye** nach langer Zeit wieder ausschloß.

Die vier Stunden Weges bis Großkanischa aber nennt er, krank und abgemattet, wie er sich fühlte, die mühseligsten seines Marsches. In Großkanischa zum Platzcommando zugetheilt, erholte er sich schnell, entledigte sich seiner lebendig gewordenen alten Wäsche, bereitete sich zum weitem Marsche vor und freute sich bald über Eßek nach Temesvar zu gehen, um so mehr, als er an seinen Freund und Landsmann, den jungen Krieger Geisler aus Hartberg, dessen wir am Schlusse unserer Skizze noch erwähnen werden, einen gleich tapfern Genossen gefunden hatte. So kurz bisher das Kriegsleben gedauert, auf Knassl hatte es einen tiefen wichtigen Eindruck gemacht; er war mehr ernst und schweigsam, mehr in Gefahren besonnen und ruhig geworden; er kannte nur eine Sehnsucht: Vorrücken und Kämpfen; so schließt er ein Schreiben aus Kanischa an seinen Vater am 22. Jänner 1849: „Ich möchte doch einmal ordentlich ins Feuer kommen. Ich muß dir nur so viel schreiben, daß ich nie einen andern Stand wählen würde.“

Am 25. Jänner wurde von Kanischa aufgebrochen auf guter Straße **Bereny** (?) und am 26. Ber-

zeniza, eine elende Station, erreicht, am 27. im grundlosen Rother ein Doppelmarsch nach **Babaesa** gemacht, hier im Moraste über Nacht campirt, am 28. wieder $1\frac{1}{2}$ Station ohne Straße in Staub und Roth bis **Istrandi** zurückgelegt, endlich am 29. in das durch **Zrinis** Heldentod classisch gewordene **Szigeth** eingerückt. Die Befestigung der einst auf 2 Stunden ringsum die 2 Klafter dicken Festungsmauern beschirmenden Sümpfe, des Kastelles, in welchem **Zrini**, Oestreichs **Dacius**, nach seinem Heldentode — die Türken den Schatten der Gefallenen opferte, all' dieß machte **Knauff** auf alle Bedürfnisse des Lebens vergessen; und vollkommen zufrieden marschirte er am 30. Früh 5 Uhr weiter auf wegloser Pusta, bis um halb 5 Uhr Abends das Corps **Fünfkirchen** erreichte. Trotz dem nicht besten Rufe der Gesinnung der Einwohner ließen sich die Steirer das gute Wasser und den noch besseren Wein trefflich munden, und freuten sich der Nachricht, daß bei **Mohacs** 12,000, bei **Essel** 15,000 Ungarn sie schlagfertig erwarteten. Am 2. Februar wurde von **Fünfkirchen** über **Sikloš** nach **Miholacz** und von dort aus mit Cavallerie und Geschütz über die 18" tief gefrorene **Drau** marschirt, in **Valpo** 3 Tage Rast gemacht und am 6. gegen **Essel** gerückt. „Ich freue mich schon, wenn wir zum Sturme kommen werden!“ schreibt **Knauff** beim Anblicke der Festung, welche sich aber am 13. Februar mit 8000 Mann, 10,000 schweren Geschützpatronen 2c. ergeben mußte. Während der Belagerung zeigte **Knauff** seinen besonnenen Muth in so glänzen-

dem Lichte, daß er von seinem Bataillons-Commandanten, Major Streicher, der ihn wie einen Sohn lieb gewonnen hatte, der Aufmerksamkeit des Generalstabes empfohlen wurde.

Am 1. März Abends 5 Uhr wurde von Eßef bei furchtbarem Regen aufgebrochen, um 11 Uhr Nachts auf grundlosen Wegen Sarbas erreicht, bis 1 Uhr Raftstunde gehalten, später zu Dällya an der Donau auf dem Dampfer Erzherzog Stefan eingeschifft und um vier Uhr Nachmittag im großen Dorfe Illok gelandet. Von hier ging es vor Peterwardein. Wir treffen hier auf eine der glänzendsten Episoden in Knaffl's kurzem, aber thatreichen Leben. Es war am 5. März. Knaffl stand schon den 3. Tag auf Commando seines Hauptmannes Ritter v. Luxem ununterbrochen auf Vorposten 30 Schritte dem Feinde gegenüber, da machten die trüben Nachrichten, welche aus Siebenbürgen eingetroffen waren, eine Verständigung mit den Generalen Rukavina und Buchner nothwendig. Knaffl wurde, obschon nur Cadet und so jung, mit der Absendung dieser wichtigen Mittheilung betraut. Um $\frac{1}{4}$ auf Eins, auf des Feldzeugmeisters Grafen Nugent Befehl zum Herrn Obersten Mamula gerufen, erhielt er die beiden inhaltschweren Depeschen und den ehrenvollen Auftrag, sie durch alle Gefahren schnell und sicher nach Temesvar zu bringen. Kaltblütig und umsichtig umging Knaffl noch in derselben Nacht die feindlichen Vorposten vor Peterwardein, kam um $\frac{3}{4}$ auf 5 mit Vorspann nach Karlovitz, nachdem er der feindlichen

Stellungen wegen einen Umweg von 5 Stunden durch das Gebirge gemacht hatte, drei Mal umgeworfen, und ein Mal bei einem Sturze von einer 3 Klafter hohen Felswand nur durch das Erhaschen eines Ahornastes vom Zerschmettertwerden gerettet worden war. In Karlova fand er von der bis Kobil ausgetretenen Donau die Fahrwege und Ueberfuhren gänzlich zerstört. In 1½ Stunden erreichte er mittelst Rachen Kobil. In leeren Rähnen mit 4 erzwungenen Ruderknechten wagte er sich über die angeschwollenen Fluthen der Donau und Theiß, und kam auf gewaltsam requirirten Wagen nach zahllosen Abenteuern, nachdem er 19 große, 5 bis 800 Häuser zählende, damals aber gänzlich verwüstete Dörfer durchflog, am 7. März um 11½ Uhr glücklich in Temesvar an, übergab die Depeschen und meldete sich beim Obersten Freiherrn v. Bernhard, der ihn freundlich empfing und ihm den Czako abnahm mit den Worten: „der eignet sich nicht mehr für einen Herrn Offizier!“ ihm zugleich seine Ernennung zum Lieutenant bekannt gebend. Er wurde dem Corps des Generals Grafen Leiningen zugetheilt. Nun war Knaffl bei seinem Regimente, das seit Anfang des Krieges 1600 Todte, darunter 600 vor dem Feinde Gefallene zählte. Am 10. theilt Knaffl seinem Vater die frohe Nachricht seiner Erlebnisse mit, am 13. bestätigte ein schmeichelhaftes Schreiben des Herrn Inhabers, daß Knaffl Offizier geworden. Die geistige Aufregung der früheren Strapazen, bei denen er sich aber einzig nur über den Tornister beklagte, machten

Knaffl einige Tage unpäßlich, aber eben die Aufregung war sein Arzt.

Er schließt einen seiner Briefe an seinen Vater: „das Flüchtige und Aufbrausende des Jünglings ist vorbei, er steht nun da als Mann.“ Schon damals herrschten unter der Temesvarer Garnison, die aus den 3 Bataillons Leiningen, Kukovina und Sivkovič und Schwarzenberg-Uhlanen bestand, so bedeutende Krankheiten, daß man täglich 20 bis 30 Todte zählte. Trotzdem äußerte Knaffl eine lebhaftere Vorliebe für die felsame Festung, deren niedere, dem Boden kaum 2 1/2 Klafter entwachsene Wälle nach seiner Aeußerung den Kartätschenhagel um so furchtbarer zu schleudern vermögen. Auch in seinem Nachlasse fanden sich Pläne von Temesvar, darunter ein sorgfältig aufbewahrter Plan der Belagerung dieser Festung durch Prinz Eugen (1716) mit mehreren Sinnsprüchen, von welchen auf die neueste Zeit der eine prophetische Anwendung finden konnte:

Saecula risisti victrix Marpesia cautes

et regni et regum vincere docta minas

Saeculorum domitor vicit te gloria regum:

Gordia quio mirum, quis nisi Pella secet.

Die heldenmüthige Vertheidigung von Temesvar bildet ein schönes Blatt in der Geschichte österreichischer Treue.

Ich gebe hier meinen Lesern einige Daten, welche 1853 die wackere Zeitschrift der „Soldatenfreund“ darüber mittheilte.

Vom April 1848 an beraubte das ungarische Ministerium die Festung vieler Vertheidigungsmittel. Das Regiment **Sivkovič** sollte fort, aber es verweigerte den Ungarn den Einmarsch. Am 3. October erschien das kaiserliche Manifest. Die Garnison erklärte am 10. October, für Se. Majestät zu leben und zu sterben. In den Magazinen und Cassen war es leer, die Kanonen ohne Bespannung, das Volk unter Kossuths Einfluß, Maros, Theiß und Donau meist in Feindeshänden, eben so Lugos, die Feinde unter **Kiss** standen von Berscheß bis Groß-Becskeres. Das Volk mußte entwaffnet werden. Bald war die Festung auf 2 Monate verproviantirt, 2000 Rekruten auf 6 Monate assentirt, 4½ Batterien ausgerüstet, und da nur 80 Kanoniere waren, von der Musikbande von Leiningen bedient. Später kamen 80 Mann vom 5. Artillerie-Regimente nach. **Lugos, Lippa, Bogsan, Rešič, Oravica** wurden dem Feinde entzogen. Am 14. December 1848 wurde von Temesvar aus der Festung **Urad** Hülfe gebracht; am 8. Februar 1849 selbe durch die Temesvarer unter **Theodorovic** vom Capituliren gerettet. 4 Compagnien **Zanini** schlugen sich von Peterwardein nach Temesvar durch. Ein Streifcorps unter Graf **Leiningen** brach gegen Siebenbürgen auf, erfuhr in **Faesel** den Fall von Hermannstadt und mußte im **Marosthale** stehen bleiben, nachdem noch etwas **Zanini** nach **Deva** geworfen war.

Schon im März wurden die Feinde vor **Urad** überlegen, besetzten **Karansebes** und **Lugos**, Leiningen

zog sich zurück, die Garnison von Temesvar wurde auf 3 Monate für 6000 Mann verproviantirt.

Temesvar, ein bastionirtes Neuneck, gewährt 3 Verteidigungslinien, ist aber zu wenig bombensicher, das Spital nur auf 600 Mann. Das Wasser kommt durch Röhren aus der Vorstadt Fabrik. Gegen M und W sind der Jagd- und Czoka-Wald, zwischen diesen und der Festung die Vorstädte Fabrik, Josefstadt, Maierhöfe und Dorf Mehala. Der Begacanal, einst in den Werken der Festung, ist nun entfernt und leicht vom Feinde trocken zu legen.

Am 25. April wurde die Festung eingeschlossen, in ihr standen 4 Generäle, 188 Stabs- und Oberoffiziere, 8659 Mann, 1272 Pferde. Nur 3 Offiziere und 14 Mann vom Genie, nur 12 Offiziere und 239 Mann Artillerie, davon 61 Rekruten, 180 Infanteristen wurden als Pompier ausgehieden. Nur 213 Geschütze waren da, wohl Pulver, aber keine Zünder. An Kleidung und Wäsche fehlte es gänzlich.

Die Belagerung dauerte vom 25. April durch 107 Tage.

In Temesvar gewann sich Knassl bald durch seine Offenheit und Bescheidenheit die Theilnahme und wärmste Freundschaft eines der ausgezeichnetsten Offiziere, der dem jungen Krieger bei seiner durch die Zeitverhältnisse etwas schwer gewordenen Offiziers-Equipirung mit Rath und That an die Hand ging, mit ihm später eine Reihe von Gefahren theilte, ihn zu Grabe begleitete und die Skizze zu einer Biographie dieses

Braven am 6. October 1851 niederschrieb. Wir wollen diesen treuesten Freund des Jünglings, da seine Bescheidenheit uns nicht erlaubt, ihn zu nennen, mit S. S. bezeichnen. Als das Corps des Grafen Leiningen am 7. April gegen die Insurgenten in Siebenbürgen operiren sollte, Knassl jedoch ganz ohne Equipirung war, indem seine Wäsche und Kleider durch den Dienst völlig zu Grunde gegangen, die Gelder von seinem Vater durch Unterbrechung des Postlaufes unter Weges liegen geblieben waren, so überraschten ihn am Vorabende des Ausmarsches die Offiziere seines Bataillons durch eine vollständige Ausstattung vom Szako bis auf die Fußbekleidung — einen freundlichen Beweis gebend — wie beliebt er bei seinen Kameraden sei. Nun nahm Knassl einen lebhaften Antheil an den Gefechten bei **Lugos** 20. April 1849 und **Kepet** 22., wo unter seiner Mitwirkung ein Oberlieutenant von König Wilhelm Husaren mit 21 Gemeinen gefangen wurde.

Das Corps hatte die bei **Facset** aus Siebenbürgen und dem Banate führende Straße zu hüten und dabei sehr mühselige Märsche, darunter einen von 24 Stunden zu bestehen. Am 25. April unter steten Gefechten vor der Uebermacht sich zurückziehend, kam es wieder nach **Temesvar**. Knassl bezog die Vorposten in der Vorstadt **Fabrik**, mußte aber vom herrschenden Fieber ergriffen zu seiner Genesung in die Festung. Bei einem Ausfalle gegen **Freidorf** am 12. Mai wurde sein innigster Freund und Gönner S. S. verwundet;

und nun war es an dem kranken Knassl, der treueste Wärter des Verwundeten zu sein, zugleich aber auch die Zeit, auf das Emsigste für das Studium der Militärwissenschaften zu verwenden, in denen er bald und besonders in der Artillerie außerordentliche Fortschritte machte. In wenig Tagen zeichnete er sich schon im Artillerie-Dienste durch seinen Scharfblick aus. Die Offiziere in den Borwerken hatten 3- bis 6pündige Kanonen zur Verfügung. Knassl aber machte sich zur Aufgabe, selbe zeitweise zu bedienen, obschon er dadurch das Feuer der Feinde auf sich zog. Am 8. Juni eben auf Inspection bemerkte er im heftigen Gewitterregen einen starken feindlichen Vorposten, der sich in eine benachbarte Hütte zurückzog. Alsogleich ließ er durch einen Vormeister drei Geschütze dahin richten und zugleich abbrennen. Keine Kugel scheint gefehlt zu haben, denn der Feind zog sich hurtig um wenigstens 6 bis 8 Mann vermindert zurück.

Einer der gefährlichsten Posten der Festung war das sogenannte verschanzte Lager — ein freies Feld zwischen der Festung und den Vorstädten Fabrik und Josephstadt auf 2 Seiten vom Arme des Begakanals umschlossen, von den Oesterreichern stark verbarrikadirt, aber nur schwach besetzt und so gelegen, daß Freund und Feind auf gleiche Weise dem Feuer ausgesetzt waren, so daß sich diese Stelle den Namen Uriasfeld erwarb. Nahe beim Richtplatz und der Ziganie stand Reiningen's Arrieregarde. Zwischen den Maierhöfen der Josephstadt und der Mihala an beiden Ufern des

Begacanal's waren die Schanzarbeiten der Ungarn, weiter hinten zwischen der Josephsstadt und Freidorf ihr Lager und ihre Batterien, nach dem Falle von Urad von Szabo und Dembinsky geleitet und so reich versehen, daß man beim Entfuge in selben 36 Mörser, 13 Haubitzen, 20 Belagerungs-, 22 Feldgeschütze, ferner im Jagdwalde eine Gewehrfabrik, in St. Andreas eine Stückgießerei fand. Die Vorpostenzeit dauerte im verschanzten Lager gewöhnlich 24 Stunden. Wenn nur eine österreichische Mütze über die Brustwehr sich hob, wurde sie verschwenderisch mit einem feindlichen Geschüßhagel begrüßt. In einem Garten in der Nähe hatte Knassl treffliche Johannisbeeren bemerkt. Sein verwundeter Freund H. S. sehnte sich selbst im Fieber nach frischem Obste. Da wagte sich Knassl vor den feindlichen Betten hinaus, hieb mit seinem Säbel eine Menge Johannesbeerstauden um, band sie ruhig zusammen, lud sie auf, trug sie kaltblütig über den mit Kugeln begrüßten Weg und überraschte seinen kranken Freund beim Erwachen durch einen kleinen Zier- und Fruchtgarten, den er ihm um das Bett in der Kasematte aufgesteckt hatte. Später holte er, wie gegen die Kugeln gefeit mit jeder Gefahr spielend, Kürbisse, die als Delikatesse und Rarität einer Dame verehrt wurden.

Oft die Wichtigkeit im Zielen bei den Feinden zu versuchen, lenkte er die ganze Aufmerksamkeit desselben auf sich, so geschah es, daß er sich glücklicher Weise bückte, als zwei 24löthige Kugeln dicht neben ihm in einen Balken der Brustwehr einschlugen. Am 14. Juni

auf Vorposten sah er zwischen beiden Parteien zwei Kühe und ein Kalb weiden. Frischer Braten war seit lange ein versagter Leckerbissen. Freiwillige zu einer Razzia waren nicht zu hoffen, so ging er denn allein nach erhaltener Erlaubniß mit einem Kugelstutzen bewaffnet hinaus, watete durch den Canal, lud das Kalb auf die Schultern, trieb die Kühe vor sich her, kehrte von 100 Kugeln umpfiffen glücklich in die Festung zurück und bemerkte lachend seinen Kameraden: Schon fürchtete ich, eine Kugel könnte mir eine Kuh treffen und am Weitergehen verhindern. Dieses geschah in jenen 3 Tagen, in welchen die Ungarn (seit 13. Juni) die Festung so heftig bombardirten, daß über 1600 Kugeln hineinslogen. An sich selbst dachte er nie bei einer Gefahr. Von nun an wohnte er allen Ausfällen aus der Festung bei, namentlich jenem in der merkwürdigen Nacht vom 4. bis 5. Juli, der unter vielem Blutvergießen den Zweck — das Vernageln der von den Feinden aufgeführten Geschütze erreichte. An der Spitze seiner Compagnie griff er mit Ungestüm eine feindliche Division an, und trotz dem mörderischen Feuer, welches Bem aus 36 Kanonen eröffnete, denen die Oesterreicher nur 12 entgegenzustellen hatten, gelang es ihm, dem Feinde einen Verlust von 200 Mann beizubringen. Im blutigen Kampfe am 6. Juli, in welchem jeder 6. Mann und jeder 3. Offizier getödtet wurden, fiel sein Oberlieutenant Rostorffe, der Lieutenant Hospein wurde schwer verwundet. Ruassl commandirte mit kalter Ruhe die Compagnie gegen den rechten Batteriefügel, eine

Kugel drang ihm durch Mantel und Beinkleid und streifte ihn am Knie, er aber ruhte nicht, bis die feindlichen Geschütze vernagelt waren. Am 29. ließ er sich während eines heftigen Bombardements von einem zufällig anwesenden Maler für seinen Vater in Delmalen, gleichsam vorahnend sein nahes Ende. Noch am 5. August Mittags 2 Uhr wies die todesmuthige Besatzung durch Obrist Stankovic und Hauptmann Feldegg die von Becsey angetragene Capitulation stolz zurück. Am 9. August, als die Feinde von Gyarmatha her von dem anrückenden Entsatz zu weichen begannen, meldete sich Knaffl zu jenem Ausfalle, der im Rücken der ungarischen Armee beabsichtigt war, seine Bitte wurde aber nicht gewährt, aus dem Grunde, weil die Mannschaft durch Seuchen und Gefechte schon so zusammengeschmolzen war, daß auf 20 Mann ein Offizier kam. Trotz dem wagte Obrist B. Blomberg mit 6 Escadrons, 4 Compagnien, 50 Schützen, 50 Pionniers und einer 6pfündigen Batterie einen Ausfall, der ihm so wohl gelang, daß er den Feind aus den Friedhöfen und dem Präsidentengarten verjagte und dem Fürst Liechtenstein'schen Corps die Hand bieten konnte.

In den wenig freien Stunden, welche Knaffl während der Belagerung Dienst und militärische Studien ließen, trachtete er als bewunderungswürdiger Schütze, seinen Kameraden Leckerbissen zu verschaffen, durch Wildtauben, welche er auf 60 Schritte weit mit der Kugel erlegte, während auf ihn die Geschosse aus den feindlichen Schanzen pffiffen. Endlich war Temesvar entsetzt, in

der Nacht vom 9. zum 10. August Haynau als Befreier eingezogen. Knaffl, der bereits am 28. Juli einen leichten Anfall von Cholera — der verderblichen Seuche, welcher 2 Drittheile der Garnison, unter diesen auch der tapfere Adjutant Geißler am 11. August, erlagen — verspürt, aber aus Diensteißer nicht geachtet hatte, fing er, wie in der Ahnung seines nahen Todes von Urlaub in die Heimath zu reden an, und endlich sich dem Gedanken an denselben mit einer Art hartnäckiger Freude hinzugeben. Sein Vater schwebte indeß, da der letzte Brief, den er von Knaffl erhielt, jener vom 8. April 1849 war, um so mehr in tödtlicher Angst, als in Graz das Gerücht verbreitet war, die Brigade Leiningen sei ganz aufgerieben. Maßlos war daher die Freude desselben, als er von seinem Sohn einen am 13. August geschriebenen Brief erhielt, in welchem er ihm seine Abenteuer, sein Wohlbefinden, aber leider auch den Tod des wackeren Lieutenants **Le Gay**, der an seiner Stelle zum ersten Bataillon gekommen war — durch einen explodirenden Pulverwagen bei einem feindlichen Angriffe meldete. Als der Vater des Lieutenants Knaffl mit gerührtem Herzen dem Himmel für das Leben seines Sohnes dankte, ruhte dieser bereits in kühler Erde! In den letzten Tagen der Belagerung waren täglich 70 Personen gestorben, während aus der Garnison 24 Offiziere, 540 Mann, 229 Pferde im Kampfe fielen, starben 2000 Mann an Epidemien, lagen eben so viele noch in den Spitalern. Am 18. August Früh fühlte sich Knaffl plötzlich unwohl und die Symp-

tome der Cholera traten ein. Sein würdiger Freund brachte gegen Mittag den Regiments-Arzt und blieb bis nach Mitternacht, wo sich eine scheinbar günstige Krisis einstellte, an seinem Bette. Knassl war sehr gefaßt. „Leben und Sterben“, sagte er, „sind mir gleich, aber nur am Felde der Ehre!“ Warum ließeſt du mich nicht rufen? fragte S. S. Ich fürchtete, meine Krankheit könnte auch dich ergreifen. Willst du mein Pferd nehmen, so sieh dich um Hafer um, ich konnte seit 8 Tagen für das arme Thier keinen auf-treiben. Ach diese heißen Koxen erdrücken mich! Noch scherzend nannte er die gewärmten Ziegel, wenn sie beim Auslegen auf seine erstarrten Glieder zusammen-klappten, das verhängnißvolle chinesische Porzellan. Reines Wasser, ohne die Säure, welche ihm der Arzt dazu verordnet hatte, war der einzige Wunsch, den er äußerte. Ich fahre mit Dampf dem Ziele entgegen. warum wird mir zugleich so wohl und wehe! wiederholte er oft in seiner Phantastie, während Lunge und Herz krampfhaft pochten. Um 6 Uhr Abends trat starker, aber leider schon kalter Schweiß ein. Er fragte häufig vor Kälte zitternd, ob Morgen oder Abend sei. Auf die Bemerkung: Abend! jammerte er: also noch eine lange Nacht! Auch später in den Phantastien wiederholte er: Noch immer Nacht und ich will meinen Vater sprechen! Gegen Früh wurde er ruhiger und Freund S. S. verfügte sich, ihn außer Gefahr wähnend, in seine eine halbe Stunde entfernte Wohnung. Um 8 Uhr Morgens kam er wieder, da trat ihm weinend

der treue Diener entgegen mit den Worten — seit 6 Uhr todt! Schmerzlos war er eingeschlummert mit dem Ausrufe: Meine Schuhe, ich muß gehen den Vater sprechen! Mit dem Briefe der Todesnachricht, welchen S. S. am 26. August zu Lugos begann, aber erst am 9. September 1849 aus Michaelsberg bei Hermannstadt abschicken konnte, sendete er das Porträt, die Briefftasche, das Tagebuch und eine Locke des Verbliebenen an den trostlosen Vater, dessen Gefühle sich wohl nur denken, nicht schildern lassen. Still und ohne Gepränge — nicht vor dem Feinde gefallen, von zwei treuen Seelen begleitet, S. S. und seinem Diener, wurde die eines der schönsten, stattlichsten und größten Offiziere des Regiments — aus dem Wiener-Thore, dessen Wache er zuerst am 30. März als Offizier bezogen hatte — am 19. August hinausgetragen auf der Straße, die nach St. Andrea und Arad führt — und dort im Josephstädter-Friedhofe unter den Akazien an der Mauerecke, die gegen Bersen steht, beigesetzt. Sein Name glänzt nicht mit unter den vor dem Feinde gefallenen, welche das stattliche, jüngst gesetzte Denkmal der Nachwelt bewahrt. Auf dem einfachen Kreuze an seinem Hügel verwischten Sonne und Regen Alles bis auf das kaum mehr lesbare Wort: „Lieutenant“. In der Verwirrung wurde er — als dürfe er nicht gestorben sein, nicht einmal in das Todten-Register eingetragen, daher seltsamer Weise am 7. September Georg Freiherr von Rukavina von Vidovgrad, k. k. Feldzeugmeister, in Temeswar an Finanzrath Knaffl noch die

tröstende Nachricht schrieb: sein Sohn Heinrich lebe und sei mit dem Regimente **Sivkovič** nach Siebenbürgen gerückt. Als wollte der Tod sich in bitterer Ironie für den Trostbrief rächen, raffte er zwei Tage später auch diesen gefeierten Helden am Nervenschlage hinweg. Diesem nämlichen Schreiben lag auch schon die gedruckte Todesanzeige bei. Heinrich Knaffl aber, dem Gabriel Seidl die Grabschrift **Virum laude dignum musa vetat mori** widmete, lebt fort im Herzen seiner Lieben, im Andenken seiner Landsleute, in dem nachgeahmten Beispiele der kriegerischen Jugend Oesterreichs, und wenn einst ein Denkmal seine Grabstätte bezeichnet, so ziere selbes Seidls gemüthlicher Nachklang: Als am 18. Jänner 1853 Vormittags die ganze Garnison von Temeswar mit den Heldenoffizieren, die aus der Belagerung noch übrig sind, sich unter F. M. L. Graf **Coronini** auf dem Paradeplatz aufstellte, als nach drei Dechargen und 72 Kanonensalven das herrliche Monument, „welches Kaiser Franz Joseph I. den heldenmüthigen Bertheidigern Temeswars im Jahre 1849“ setzte, sich enthüllte, als die Statuen der Militärehren, des Gehorsams, der Aufopferung und Wachsamkeit, endlich die der Treue sichtbar wurden, als die Brust von 26 Treuen mit Orden, von 32 mit dem Militärverdienstkreuze, von 21 mit der goldenen, 87 der silbernen 1. und 94 der silbernen Tapferkeitsmedaille 2. Classe geschmückt wurde, da dachte gewiß mancher Edle des verbliebenen Knaffl und schloß den Todten mit ein in das Ehrenbürgerrecht.

Bei der Reise Seiner apostolischen Majestät,
unseres allergnädigsten Kaisers

F r a n z J o s e p h I.,

durch Marburg im October 1852.

Der Kaiser kommt! des Kaisers Fahrt
Durch unsern Nebengau
Berewiget die Gegenwart
Den Steirern an der Drau.

Die Marchburg an dem deutschen Rand
Seit Styrias Panther glüht,
War durch der Herrscher Vaterhand
Im Segen aufgeblüht.

Sie ist das Herz der Steiermark
Zwei Völkern nicht zu klein,
Für Einen Pulsschlag treu und stark
Im innigsten Verein.

Daß dieses Herz den Kaiseraar
Für Licht und Sonne hält,
Bezeugten Türk und Magyar
An Marburgs Hört zerschellt.

Daß dieses Herz der Kaiseraar
 So wie sein eig'nes pflegt,
 Wer fühlt es nicht — noch kaum ein Jahr
 Im Innersten bewegt?

Die Drave wild im Wogenraus
 Zersprengt der Brücke Band,
 Und Flur und Hain und Herd und Haus
 Versank an ihrem Strand.

Doch was das rauhe Element
 Auch Böses hat gethan,
 Der Kaiser winkt und Marburg kennt
 Den Wink als Schöpfung an.

Du Sieger in dem Kriegsgewühl,
 Du erster Ritter auch:
 Bestiegst das Herz durch Hochgefühl
 Nach Vätern — Kaiser — Brauch.

Wo tolles Wüthen Unheil sät,
 Du bändigst es allein.
 Drum hell im Buch der Nachwelt steht:
 „Er siegte durch Verzeih'n.“

Was tief der Weise in sich spürt,
 Was eine Welt erschafft,
 Du hast es siegreich ausgeführt:
 „In Eintracht liegt die Kraft.“

Heil Kaiseraar! Dein Fahnenband,
 Dein herrlich Schwarz und Gold:
 Wie wählt es für das Steierland
 Der Himmel sanft und hold.

Zu Kohl' und Erz und Tannenhain
 Und schwarzer Effen Rauch,
 Gibt uns die Sonne goldnen Wein
 Und goldne Aehren auch.

Die Kaisersfahn' ist uns're Fahn',
 Ist uns'rer Völker Bild,
 Wie Austria's Vespasian
 Der treuen Völker Schild.

Beglückter Strom, beglückte Drau,
 Die nach dem Kaiser zieht,
 Wo in Croatiens Brudergau
 Jed' Herz für ihn erglüht.

Beglücktes Land, wo er verweilt,
 Leg auf den Hochaltar,
 Was Wunden schlägt und Wunden heilt:
 Die Liebe treu und wahr.

Bad Neuhaus.

Wie weilt ich hier so gerne
 Als Wanderer froh und jung,
 Wie folgt in später Ferne
 Mir die Erinnerung.

Die neueste Zeit wirkte umstaltend und verschönernd selbst in den stillsten Thälern der paradiesischen Steiermark. Ihren Zauberstab kräftigen Händen anvertrauend, schuf sie unter andern aus dem einsamen fast klösterlichen Kurorte Neuhaus, aus dem schüchternen steierischen Frauenbade — ein jung aufblühendes **Bajee**, dem in diesem Augenblicke durch den Badedirector und Pächter **Dr. von Kottowitz** und durch den von selbem gegründeten Actienverein eine nahe großartige Zukunft bevorsteht. Die Saison 1852 vereinte in Neuhaus die Blüthe der höheren Gesellschaft, welcher die Anwesenheit **S. E. des Banus F. v. Jellačić** durch vier Wochen vom 15. Juni an, Lust und Leben und ungestörte Freude in reinerer Hülle verlieh. Ein glänzender Ball, dessen reiches Erträgniß dem Invalidenfonde zugewendet wurde, vollendete die Weihe dieser heiteren Räume nicht bloß als Tempel Hygieas, sondern auch als Festhalle des Frohsinnes.

Einer Skizze des Kurortes und seiner Umgebung mögen hier einige Blätter gewidmet sein.

Wir nehmen vorerst unsern Weg nach Gills, von wo uns zwei Straßen in kleinen zwei Stunden nach Neuhaus befördern; die eine über Maierberg und das malerische Kirchdorf St. Martin im Rosenthal, von wo wir einen Abstecher in die nahe Pfarre Galizien machen können, empfehlen wir besonders den Fußreisenden; die zweite, anfangs Poststraße, von Gills bis zu dem mit seinen drei Kirchen weithinschauenden Markte Hohenegg den Fahrenden. Nach einer Viertelstunde sind wir auf letzterer im Dorfe Arzlin, dem Geburtsorte des Gelehrten Sigmund Popovitsch, der, 1705 geboren, als Sprachforscher und Botaniker ausgezeichnet, 1774 zu Bertholdsdorf bei Wien, wo er Professor war, gestorben. Auf seinem Leichensteine stehen nur die Worte: „**Popovići quod fuit.**“ Bald sind wir dießseits des Dröschbaches, der sich hier mit der Roding vereint, im stattlichen Markte Hohenegg (70 Häuser mit 400 Einwohnern), dem seine drei Kirchen ein eigenes Ansehen verleihen. Die obere Kirche Maria Schmerzen ist an der alten Stelle der Burg Hohenegg, welche 1363 Rudolf IV. von Habsburg an die Grafen von Gills verpfändete, 1437 Witowiz verheerte. Der Markt, seit dem Brande 1839 viel schöner hergestellt, hat einen guten Gasthof „zum goldenen Rößel“. In der Pfarrkirche ist ein schönes Hochaltarblatt St. Bartholomäi vom Kremser Schmidt (der 1786 gestorben), seitwärts das Monument des 1775 verstor-

benen Donat Alois Freiherrn von Dienersberg. Der Hochaltar selbst ist aus der unter Joseph II. demolirten Filiale St. Thomas, wohin die Sage das älteste Hohenecker Schloß versetzt. Hier hauste der trotzig-wilhelmsche von Hoheneck, der Verfolger der Karthäuser von Seiz, die er jedoch 1241 in seinem Testamente reich bedachte. Noch heißt die Gegend **Gradiše** (Schloßberg), noch fand man dort vor nicht langer Zeit in einem alten Kellergewölbe türkische Kugeln.

Unbedeutend ist das Kirchlein St. Florian auf einem schattigen Hügel ober der Straße. Die von 1715 bis 1725 in Hoheneck gefundenen fünf Römersteine geben die Vermuthung, daß den Weltbezwingern der Weg durch die **huda lukna** vielleicht nicht ganz unbekannt war. Ein Jagdrelief ist nahe an der Florianscapelle, der Rest eines Meilensteines aus der Zeit Marc Aurels am Schmiedhause. Der Sage nach erstreckte sich das alte Geleja von Hoheneck bis Sachsenfeld, eine Längelinie von $2\frac{1}{2}$ Meilen. Am Schlusse des $\frac{5}{4}$ Meilen von Gilli entfernten Marktes theilt sich von der Hauptstraße links der Weg nach Neukirchen, Lemberg und Neuhaus, unmittelbar an dem alterthümlichen, vom sinnigen Besitzer Ritter von Resingen im besten Geschmaeke restaurirten, von schönen Anlagen umgebenen Schlosse Weizelstätten. Der erste vier-eckige Thurmbau mit den schlanken Eck-Rondellen mit der Uhr im Fronton erinnert seit 1845 an die normännisch-angelsächsische Bauten in England. Das krainische Edelgeschlecht der Weichselburge, aus welchem

Sigmund 1532 die Türken auf dem Leibnizerfelde schlug, hierauf die Welfer und Schlangenburg besaßen diese Herrschaft, von 1681 bis 1802 aber die Dienersberge. Noch eine Viertelstunde, und wir sind in Neukirchen. Wann und von wem die Pfarre Neukirchen errichtet worden, darüber sind keine Urkunden vorfindig. Daß sie aber schon im 13. Jahrhunderte bestand, erseht man aus: **Julii Caesaris (canonici regularis Voraviensis)**. Annalen IV. 13, Fol. 737, ad annum 1241, wo es heißt: **Mediator hujus testamenti erat dom. Otto plebanus de novae ecclesiae domini Wilhelmi a Hohenegg confessarius qua in parochia oppidana hodie commissarius exstitit.** Nach Bieler Behauptung sollen einstens Templar in Neukirchen residirt haben. Die am nordöstlichen Winkel der Kirche und Friedhofmauer noch jetzt stehende, aber zur Schule verwendete St. Michael-Capelle soll ihre Pfarrkirche und die darin aufgefundene Todtengruft ihr Begräbnißort gewesen sein. In der Pfarrkirche sind vier Altäre. Der Hochaltar (heil. Leonhard), wie er derzeit steht, im Jahre 1779 errichtet. Auf der rechten Seite der Kirche ist seit 1815 das Bildniß der heil. Margaretha Cortona zur Verehrung aufgestellt, weshalb jährlich ein Hauptfest dieser Büsserin gefeiert wird (**praznik sv. Marjete Kortonske**). Der zweite Seitenaltar befindet sich in der Josephicapelle, links der Kirche, darin ist das unverkehrte Todtengerippe des heil. Märtyrers Agapitus aufbewahrt, im Jahre 1794 aus Gonobitz hierher übertragen. Der dritte Seitenaltar wird der

Kreuzaltar genannt. Die Kirche wurde inwendig ganz mit Scenen aus dem alten Testamente ausgemalt, und zwar im Jahre 1795 vom Gillier Maler Johann Gimbol. Die Aufschrift des bei der Kirche liegenden Römersteines ist kaum mehr leserlich. Er wurde schon als zertrümmerter Stein beim Pfarrhose auf einem Acker gefunden:

NIS. XXXII. AVRELIVS. VALENTINVS. V. F.

MARTINVS. VIVVS. POS.

An beiden Seiten steht man die untere Hälfte zweier Männer in Logen. Es ist dieß der Rest eines Sarges. Auch nächst Neuhaus bei Lemberg beim Schlosse wurde ein antiker Steinklöwe mit einem Widderkopfe unter einer Pfote zu Rabenberg gefunden.

Die Kirche hat außen die Jahreszahlen 1730, 1781 und 1839; der Pfarrhof wurde 1784 vom Pfarrer Joseph von Jakomini zu bauen begonnen, der vom 10. bis 14. Juli 1787 die Filialen St. Katharina, Johann und Thomas execirten und später demoliren ließ, nur von St. Niclas bei Doberna verweigerte der Pfarrer die Auslieferung der Schlüssel, diese steht auch noch. Zu Neufirchen starb am 11. December 1789, alt 81 Jahre, der Schneidermeister Lorenz Schuster, Vater des berühmten Wiener Komikers Ignaz Schuster. Nachdem Konrad Gallenberger, Pfarrer von Neufirchen, 1460 mit Tod abgegangen war, wurde diese Pfarre mit allen Rechten und Einkünften mit Einwilligung der Päpste Pius II. und Paul II. dem Capitel Straßburg in Kärnthn einverleibt am 11. Juli 1486; da-

mals hieß die dafige Pfarre St. Leonhard in der Ein-
 öde. Von dieser Zeit an wurde Neukirchen vom Ca-
 pitel Strassburg aus mit Priestern versehen, die den
 Titel Vicare führen. 1658 war Simon von Kumberg
 Vicar zu Neukirchen und Erzpriester zu Gilli — gleich-
 zeitig auch Propst zu Neustadtl. In diesen Gegenden
 ist wieder die Region des Alpenkalkes. Auf der Ste-
 nica und Bollana finden wir schon viele ungarische und
 illyrische Pflanzen, welche weiter nördlich in Steier-
 mark nicht vorkommen. Da treffen wir schon: *Melissa*
grandiflora, *Hieracium lanatum*, *Stachis obliqua*,
Genista sylvestris, *Anchyllis montana*, *Orobus alpestris*,
Helleborus foetidus et atropurpureus. Auf halbem
 Wege von Neuhaus nach Neukirchen, eine halbe Stunde
 vom Bade entfernt, liegt auf einem hohen felsigen
 Berge halb versteckt das Schloß Lemberg, sehr
 alt; ein Theil desselben stand bereits im 12. Jahrhun-
 derte. Es war ehemals nur von einer Seite zugäng-
 lich, dort, wo die Zugbrücke war. Der Sage nach soll
 es lange von den Grafen von Gilli vergeblich belagert
 worden sein, worauf man den am Fuße des Berges
 befindlichen Ort, der ehemals das Marktrecht hatte,
 in Asche legte. Jetzt ist Lemberg nur mehr ein kleines
 Dorf von ungefähr 12 Häusern. Das Schloß nimmt
 sich von jeder Seite sehr pittoresk aus. Gegen Osten
 schaut trozig der große Rundthurm, von friedlichen An-
 lagen umgeben, in das schmale, aber liebliche Thal,
 gegen Westen ein ähnlicher alterthümlicher Wächter.
 Ueppiger Ephen rankt an den Felsen empor, welche

die Beste tragen. Ein ziemlich steiniger Weg am Saume eines kleinen Bächleins führt gegen die wohlerhaltenen Wirthschaftsgebäude empor. Von dieser Seite erinnert das von zwei großen Thürmen flankirte Hauptgebäude unwillkürlich an Plankenwart. Ein niedliches Gärtchen ober dem mit Ephen bewachsenen Felsen deutet die Stelle, an welcher sich ursprünglich die Burg befand. Ein alterthümliches Pfortchen zwischen vermauerten Fenstern, den Resten der alten Beste, führt in diese niedliche Anlage; ober ihm befindet sich die Inschrift: „Herr Victor Welzer von Eberstein zu Heilegg und Lemberg, Erzherzog Karls zu Oesterreich Rath, und Frau Elisabeth Welzerinn, eine geborne Rhevenhüller, erbauten diesen Stock 1584.“ Auf demselben Gange, welche die alte Zimmerwand und zwanzig Säulen von grauem Sandsteine bilden, befinden sich die Bildnisse und Wappen dieses Welzer'schen Ehepaares. Ueber eine Treppe von 12 Stufen gelangt man in den massiven östlichen Rundthurm, dessen Mauern mitunter mehr als eine Klafter dick sind; dreißig Stufen führen in seine erste Etage, in der sich ehemals die Capelle befand. Die zweite Etage enthält die Schloßuhr, die dritte eine wohltonende, der Sage nach siebenhundert Jahre alte Glocke. Als frühere Besitzer der Herrschaft Lemberg kommen vor: die Grafen Gaisruck, vor diesen Elisabeth Welzerinn. Um's Jahr 1790 Carl Graf von Goetz, nach dessen Tode sie der Freiherr von Reznisch erbt. Dieser verkaufte sie an Vincenz Langer, dessen Witwe sie noch jetzt besitzt. Bei Wischer schon

prangen der große Hauptthurm und drei Rundthürme an dieser Beste. Auch diese Burg war ein Lehen von Gurf, das 1387 die Grafen von Gilli erhielten. Hier fand ein Bauer einen Topf mit antiken Gold- und Silbermünzen. Lemberg hatten die Grafen von Heunburg als Aquisejer Lehen, nebst Fraßlan, Neukirchen, Praßberg zc., Güter, die in der Folge an die Grafen von Gilli kamen. Ulrich von Heunburg, in Verbindung mit Wilhelm von Schärfsenberg, den Weißeneckern und Konrad von Salzburg befehdete die Herzoge Heinrich und Ludwig von Kärnthen, eroberte Rabenstein, Silberberg zc., und stand erst, als der Schärfsenberger fiel, vom langen Kampfe ab. Sie waren Schutzherrn von Oberburg, Lehensherren der Gutensteiner, Wartenheimer und Laubegger. Wolfger und Friedrich halfen König Stefan von Ungarn die Bulgaren besiegen, deren Heerfürsten Wolfger erlegte. Graf Wilhelm hatte Agnes, Tochter Heinrichs II. von Oesterreich, Witwe Ulrichs von Kärnthen, zur Gattin; er focht die berühmte Fehde mit Hermann Grafen von Ortenburg 1239. Graf Ulrich bekämpfte Herzog Albrecht von Oesterreich, lebte dann mit einem Jahrgehälte zu Neustadt, kaufte aber später Siebeneck in Krain, Eckenstein zc. in Steiermark. Graf Friedrich besaß Offenburg, Gräfin Agnes von Heunburg, Witwe des Wilhelm von Schärfsenberg, starb 1343; Lemberg besaßen auch die von Hohenwart, nebst Rabensberg, Gutenbüchel, Lіндеck, Burgsthal zc., 1489. Erhard war 1450 Pfleger in der Burg zu Gilli, und liegt dort bei den Minoriten begraben. Andreas

war 1490 Schloßhauptmann zu Raun. Seine Erben erhielten Reifnitz als Pfand. Seine Gattin war Susanna von Burgsthal. Erasmus † 1517 als der letzte des Stammes. Von Stefan und Andreas von Hohenwart hatten Ulrich und Albrecht von Schaumburg 1468 die Herrschaften Lemberg und Rabensberg. Von Hohenwart war kaiserlicher Rath und † 1572 zu Obermarburg. Die Herrschaft Lemberg besaßen die aus Piemont eingewanderten Groß, von denen 1754 Carl und Ludwig f. f. Feldmarschall-Lieutenante waren. Am Fuße des Schloßberges von Lemberg steht die neue, 1842 vollendete St. Katharina-Kirche. Das geschmackvolle Bild der gleichnamigen Heiligen ziert den Hochaltar. Bald schimmert uns das freundliche Schloß Neuhaus von saftig-grünen Hügeln entgegen, an welchem vorüber wir uns zum Bade wenden.

Eine kleine halbe Stunde von Lemberg liegt das Bad Neuhaus, die friedlichste unter den steierischen Badeanstalten, so ganz geeignet, dem durch die Stürme eines vielbewegten Lebens zerrütteten Gemüthe an der Brust der Mutter Natur Labung und Heilung zu verschaffen. Das Mineralbad von Neuhaus hat seinen Namen von der gleichnamigen Herrschaft erhalten und kommt in älteren Urkunden unter der Benennung: Töplitz bei Neuhaus vor. Es liegt 2 Stunden von Gills, 1½ Stunde von Weitenstein, fast eben so weit vom Markte Wöllan, 1 Stunde von Hohenegg. Die Heilquelle entspringt in einem engen, zunächst von Hügeln gebildeten Kesselthale, welches die Töpliza durch-

schlängelt, die sich in geringer Entfernung bei dem Dorfe Doberna mit einem etwas größeren Gebirgswasser, der Doberstizza, vereinigt. Der Hauptstock des Gebirges ist Uebergangs-Flözkalk. In den Thälern und auf niederen Hügeln ist ein mergeliger, mit vielem Glimmer vermengter Thonschiefer vorherrschend, auch zeigen sich viele einzelne Massen eines grauen Kalkes (sogenannten Alpenkalksteines), besonders in der Nähe des Ursprunges des Mineralwassers, welcher Kalkstein dadurch sehr merkwürdig ist, daß er theilweise ganz mit organischen Resten erfüllt erscheint und zahllose Petrefacten von Muschelthieren enthält, die ganze Bänke bilden. Die das Töpliger Thal bildenden Hügel sind größtentheils mit fruchtbaren Feldern, Wiesen und Rebenpflanzungen bedeckt, theilweise aber mit Nadelholz bewachsen. Das Klima von Neuhaus ist trotz der gebirgigen Beschaffenheit der Umgegend doch sehr mild, da die nahen Berge, besonders der Kosiak und der Reber, den rauhen Nord- und Nordostwinden den Zugang versperrern. Der rasche Fall der kleinen Gebirgsbäche begünstigt überdieß den Wechsel der Luft. Die älteste Urkunde über Neuhaus ist ein Revers von der st. st. Verordneten Stelle vom Jahre 1518. Damals war im Antrage, zunächst der Heilquelle ein Haus zu erbauen, „damit adeligen Gästen ein besseres Unterkommen verschafft würde“. Die Landschaft sollte dazu das Geld hergeben, und laut des Reverses das Haus wieder abtragen müssen, wenn der jeweilige Besitzer des Bades durch selbes in Ausführung eines Gebäudes an

der Quelle gehindert wäre. Doch scheint dieser Vorschlag nicht zur Ausführung gekommen zu sein, da sich nirgends Spuren eines solchen Gebäudes, das die Stände errichtet hätten, vorfinden. Die zweite Nachricht vom Bade gibt das Epitaphium Nr. 3 in der Kirche zu Doberna von 1594. Ferner findet sich im Badhause zu Neuhaus ein Stein mit folgender Inschrift:

Dieses Padt Ist Dem Lant Zu Ehrn

Er Pavt Dem Edlen Herrn

Der Mit Namen Ist Unterschriben

Sonst Es Noch Lenger Ver Wist Bliben

Als Man Zelt 1624 Jahr

Da Er Posessor Zu Nev Haus War

Mathias (hier Schlangenburgs Wappen) **Gaitschnigg.**

Mit der Erbauung des älteren Theiles des Badhauses durch Mathias Gaitschnigg scheint dieß Bad immer zahlreicher besucht worden zu sein, da gleich neben dem alten Badhause ein zweites Gebäude bestand, welches offenbar später zum ersteren angebaut wurde, aber nicht viel jünger als jenes sein möchte. So geschah durch zeitweisen Zubau die Vergrößerung des Badhauses, bis der vorlezte Besitzer, Xaver Baron von Dienersberg, und dessen Schwiegersohn, H. Graf von Hoyos, die gänzliche Umgestaltung des alten baufälligen und unzweckmäßigen Gebäudes unternahmen. Nun bildet Neuhaus einen comfortablen Prachtbau mit mehr als 100 Zimmern, Saal und Capelle, Traiteur, Billard, Lesecabinet und Bäder, Alles unter demselben Dache; mit Mollkenkur, Douchen, kurz allem Zugehör

der Gesundheits-Bequemlichkeit. Schon 1849 pachtete Herr Badedirector Dr. von Kottowitz, auf dessen treffliche Monographie über Neuhaus wir aufmerksam machen, diese Anstalt um jährlich 7000 fl. C.M. Pacht-schilling. Es wurde da, wo die herrliche Vegetation des Thales und der hohen fruchtbaren Gebirge der Umgebung die üppigsten Weiden verbürgt, eine Molkenanstalt errichtet, deren Benützung in jenen Fällen, wo bekanntlich die Molke, dieses verbreitete Heilmittel, eine vortheilhafte Anwendung findet, eine sehr ersprießliche Beihülfe leisten kann. Es wurden neue Bauten und Umstellungen allenthalben vorgenommen, wodurch die Anstalt in den Besitz von mehr als 100 Zimmern kam. Dieselben haben nun sämmtlich eine angenehme Höhe, sind licht und trocken, wurden zweckmäßig ausgestattet und durchaus neu meublirt. 1849 wurde eine neue Traiterie mit einem schönen großen Kursaale erbaut, welcher jedem Badeorte ersten Ranges in Bezug seiner Räumlichkeit und Ausstattung genügen könnte. Die Bassins wurden neu gefast und ihre Zu- und Ableitungen größtentheils neu hergestellt, auch wurden Wannenbäder hergerichtet.

Anlagen von dem besten Geschmacke und der lieblichsten Annehmlichkeit durchkreuzen die nahen Rasen- und Waldparthien und gewähren dem Kranken durch Abwechslung und dichten Schatten der Promenaden Zerstreuung und Erquickung in Fülle. Die Lage in der fruchtbaren südlichen Steiermark und zwar in einem äußerst romantischen malerischen Thale, ist eine für ei-

nen Badeort sehr günstige zu nennen. — Das Thal ist zwar etwas eng an der Stelle des großen Badgebäudes, doch erweitert sich selbes nach Süden beträchtlich. Eine dichte Gebirgskette umgibt dasselbe, einen vielfachen Kranz von an Form und Höhe sehr verschiedenen Bergen darstellend. Die näheren Berge von minderer Höhe sind theils mit Laub- und Nadelholz bewachsen, theils mit Aeckern und Weingärten bepflanzt, deren Gesamtausblick nebst den zerstreut an den Berglehnen sitzenden Weinbaurgehöften einen äußerst freundlichen Eindruck hervorbringt. Die Gebirge in der Ferne steigen stufenweise immer höher empor, so daß sie sich in der Entfernung von drei Stunden als Gebirgskuppen von 3—5000' über der Meeresfläche erheben. Die meisten davon bestehen aus Kalkformation, sind kahl und unbewachsen, und erhöhen dem Freunde wildromantischer und großartiger Natur die Schönheit der Landschaft. Das Thal selbst ist äußerst fruchtbar und wird fast mit allen Feldfrüchten unserer überall gesegneten Provinz bebaut.

Die günstigsten klimatischen Verhältnisse gestatten eine sehr große Ausdehnung der Badesaison vom beginnenden Lenze bis in die späte Herbstzeit.

Die Quellen dieses Bades entspringen ungefähr 1200' über der Meeresfläche. Südlich trennt diesen lieblichen Boden eine mäßige Hügelreihe, vom Sannthale nördlich umschließt es ein hoher Gebirgskranz. Rasche Bäche durchschneiden das Thal, dessen mittlere Temperatur 8° beträgt. Das Gebbad besteht in einem

gedeckten, am Plafonde mit gehörigen Dampfabzügen versehenen Bassin von 420□', ist gewöhnlich $4\frac{1}{3}$ Fuß hoch gefüllt, und faßt 1800 Cubit-Fuß Wasser. Es wird täglich zweimal geleert und mit Bürsten gesäubert. Eine Gallerie und zwei bequeme Ankleidezimmer umgeben diesen für 50 Personen geeigneten Badesaal, dessen drei Quellen in einer Stunde 2000 Cubit-Fuß Wasser liefern. Die stärkste hat die Temperatur von $28' 8^{\circ}$ R., die zweite 28° , die dritte $27' 5^{\circ}$ Wärme. Die Wärme im zweiten Bassin, dem sogenannten Armenbade, beträgt 27° R. Von starken Gewittern wird das Wasser milchfärbig, sonst ist es kristallhell, klar, ohne Geruch, von weichem Geschmacke. Nach Kranz ist es fast von gleicher Natur mit dem Tüfferer Bade. Schallgruber analysirte 10 Pfund dieses Wassers, welches 20 Gran Rückstand gab, und zwar schwefelsaures Natron 4 Gran, Eisenoxyd $\frac{1}{16}$ Gran, Kieselerde $\frac{1}{8}$ Gran und das Uebrige kohlensauren Kalk und Gyps. Eine vom früheren Badearzte Herrn Carl Henn vorgenommene Untersuchung zeigte:

salzsaures Natron	0,0156
schwefelsaures Natron	0,2317
schwefelsaure Bittererde	0,0211
kohlensaures Eisenoxydul	0,0162
kohlensauren Kalk	1,4212
kohlensaure Magnesia	0,4801
Kieselerde	0,1594

nebst Spuren von Chlor- und harzigem Extractivstoffe. Diesem gemäß ist Neuhaus analog mit Gastein.

Die wohlthätigen Wirkungen des Neuhauser Bades erstrecken sich vorzüglich auf das Nerven- und Drüsen-system, auf Schwächenheilung, die aus nervösen Krankheiten entsteht; überhaupt ist Neuhaus vorzugsweise ein Frauenbad.

Abends wird nach der Karte gespeist. Bestellungen für Zimmer 2c. sind portofrei an die Badedirection zu Neuhaus nächst Gilli zu richten. Besuchende können Vor- und Nachmittags im Fremdenbade (Bassin im Neugebäude) baden. Zur größeren Bequemlichkeit geht täglich Früh 8 Uhr ein achtsitziger Omnibus von hier nach Gilli und Nachmittags um 3 Uhr zurück, mit welchem auch Briefe und Felleisen unter 50 Pfund im Gewichte befördert werden. Für die Hin- und Rückfahrt zahlt man nur 30 kr. C.M.

Die unermüdete Sorgfalt der humanen Inhaber, die ausgezeichnete Thätigkeit der Badeärzte, machen jedem Kurgaste den Aufenthalt freundlich und heilsam zugleich, wozu nicht minder die in neuester Zeit mit Geschmack und Bequemlichkeit hergestellten Wohnungen, die erhöhten Zimmer, vergrößerten Fenster 2c. wesentlich beitragen.

Ueber die Thermen von Neuhaus schrieb Kranz, Henn, Onderka 2c., eine umfassende Monographie Dr. von Kottowitz. Für die Heilkräfte dieser Thermen spricht am deutlichsten die steigende Zahl der Kurgäste, bis 500 jährlich.

Wir wollen nun die nächsten Umgebungen von Neuhaus durchwandern, und wenden uns gegen das

neue Schloß Neuhaus. Es liegt nur einige Büchschuß vom Bade südlich, hat einen schönen Garten und ist in neuerem (italienischen) Style erbaut. Obgleich die Herrschaft und das alte Schloß Schlangenburg letzteren Namen ziemlich lange führten, so zog der Erbauer des neuen Schlosses, der Vater des letzten Besitzers, Franz Augustin Freiherr von Dienersberg, doch vor, das neue jetzt stehende Schloß, welches 1774 erbaut wurde, mit dem ehemaligen Namen Neuhaus zu belegen, indessen man nur mehr die Ruine des alten Schlosses die Schlangenburg nennt.

Wenn Schmuß unter den ehemaligen Besitzern von Neuhaus die Grafen von Gilli und die Niedertlhore nennt, so scheint dieß auf einem Irrthume zu beruhen, wohl aber scheint eine alte Urkunde darauf hinzudeuten, daß ein Saurau einst Besitzer dieser Herrschaft war. Gewiß aber waren Anfangs des 14. Jahrhunderts die Herren von Neuhaus Eigenthümer derselben. Ein Wilhelm von Neuhaus starb als büßfertiger Mönch im Minoriten-Kloster zu Gilli, wie seine Abtretungs-Urkunden und seine Grabschrift beweisen. Nach den Herren von Neuhaus kamen die Gaitshnigg, die sich später Schlangenburg nannten, in den Besitz der Herrschaft Schlangenburg, unter denen 1689 ein Eusebius Carl, 1699 ein Georg Mathias Freiherr von Schlangenburg erscheinen, bis Maximilian Schlangenburg, der seine Güter, da er keinen eigenen Erben hatte, an den Gatten seiner Schwester Theresia, Namens Franz Sigmund von Brandenau, abtrat. Aus dem Verlasse des Soh-

nes des Letzteren (Namens Johann Caspar von Brandenau) kaufte diese Herrschaft Franz August Baron von Dienersberg.

Von hier wandern wir nach Doberna, einer Pfarre mit 1468 Seelen. Das Dorf von etwa 12 Häusern liegt im Thale gleichen Namens, gerade an der Stelle, wo sich das Doberner mit dem Töpliger Thale durch einen schmalen Eingang vereinigt. Die Pfarrkirche Maria-Doberna steht auf einem Hügel, der die Aussicht auf beide Thäler darbietet. Doberna ist nur 600 Schritte vom Bade Neuhaus. Das Presbyterium stand vielleicht schon tausend Jahre, wurde durch Feuer zerstört und erstand im 12. Jahrhunderte wieder, im 15. Jahrhunderte durch das Schiff, 1664 durch den Chor verlängert. Der Pfarrer Gregor Miklašin, nun Domherr, begann am 1. Mai 1844 den neuen Bau, der schon am 12. December vom Dechante Krisky benedicirt wurde. Die Jünglinge kauften das Tabernakel, die Mädchen den Luster, die Hausmütter das Marienbild von Wonsidler's Meisterhand. Am 30. August 1846 wurde die Kirche eingeweiht vom Bischöfe Slomšek. Die Sage behauptet, daß dieser ganze Boden noch vor 900 Jahren ein See war, wofür außer dem slovenischen Liede und der Benennung Maria am See, so wie den Schotter- und Muschellagern, wohl vor Allem der Umstand spricht, daß die Römer, denen Tüffer so wohl bekannt war, vom nahen Cella aus gar nichts vom hiesigen Bade erwähnen, und kein Stein, kein Erinnerungszeichen an ihre Anwesenheit im Neu-

hauser und Doberner Boden mahnt. Der See soll erst nach den Zeiten Carl des Großen gegen Lemberg hin abgeschlossen sein.

Seit 1844 wurde durch den Pfarrer Gregor Miklausin die Kirche in Doberna, wie gesagt, ganz neu überbaut, er schaffte das elegante Tabernakel um 400 fl., einen Luster um 200 fl. an, er bestellte um 150 fl. das schöne Altarblatt Maria Himmelfahrt von Bonfidler. Es enthält 17 Figuren; Köpfe und Gruppierungen der Apostel, Beleuchtung und Colorit sind so trefflich, daß man nur bedauert, ein so liebliches Gemälde als Antependium vor der alten unansehnlichen Frauenstatue aufziehen zu sehen.

Eine halbe Viertelstunde vom Bade Neuhaus liegt das einsame Guteneck. Das (zwei Stock hohe) Schloß bildet ein Viereck (von fünf Fenstern auf jeder Seite), es trägt die Jahrezahlen 1696 und 1733. Die tiefe Stille seiner Lage wird nur durch die 1849 angelegte Fourniersäge unterbrochen. Klar und hell gaukeln die Wellen des kleinen Baches an der Brauntweimbrennerei vorüber. Im zweiten Stocke sehen wir die 1776 gegründete Capelle der unbesleckten Empfängniß. Im Vorsaale ein großes Gemälde, eine der listigen Thaten Merkurs. Die benachbarten beiden Zimmer zeigen viele, mitunter nicht üble mythologische Stücke. Sehenswerth ist der Saal mit 48 Familien-Porträten, der Adelssteiner, Dienersberg zc. Wir bezeichnen als die auffallendsten und wichtigsten:

- a) D. H. v. Dienersberg, alt 64 Jahre, Prior in Seiß 1749.
- b) Ferdinand H. D., alt 15 Jahre 1832.
- c) Franz dlo. f. f. Offizier, alt 58 Jahre 1832.
- d) Regina dlo. geb. Valvasor 1688.
- e) Joseph Augustin H. v. D., Kürassier-Oberst †, alt 38 Jahre.
- f) Ritter Michael v. Straßberg †, alt 68 Jahre, 1600. Seine Gattin
- g) Veronica H. v. Dienersberg.
- h) Ludwig Graf Attems, Kürassier-Offizier 1759.
- i) Antonie H. v. D., geb. Adelsstein 1832, alt 47 Jahre.
- k) Wolf Sigmund H. v. D. † 1680.
- l) Cajetana Gräfin von Hoyos, geb. H. D. 1832.
- m) Sigmund Graf Attems, Josepha Gräfin Attems, geb. Lanthieri.
- n) Carl Michael Graf Attems, Erzbischof von Görz,
- o) Gräfin Paradeiser, geb. H. D.
- p) Johanna von Hohenwart † 1833, alt 73 Jahre.
- q) Ein H. v. D., Abt in Sittich 1500.
- r) Dismas H. v. D., † 1719.
- s) Leopold H. v. D., Prior in Olimie, † 1715.
- t) Johann Balthasar, H. v. Gobelkofen, 1636.

Eine ganze Reihe von H. Adelsstein. Vier weibliche Gestalten als Jahreszeiten, der Sage nach vier Schwestern von Schlangenburg. Ein Ausflug nach St. Judok erfordert einen ganzen Tag und wo möglich eine lustige, zahlreiche, muntere Gesellschaft. Der Judokiberg ist der St. Bernhard der Neuhauser, Lust

und Aussicht sind erquickend, der Weg selbst aber für zarte Damen und blasirte Jugend nicht gar zu empfehlenswerth. Letztere möge sich mit dem kleineren Theile des Ausfluges mit Guteneck, der Teufelsmühle und St. Nicolai begnügen.

Hinter Guteneck zieht sich durch ein schmales, schauerliches Felsthal der Weg einem wilden Forellenbach entlang bis zur Teufelsmühle, die von Liebhabern wildromantischer Gegenden häufig besucht wird. Furchtbar thürmen sich die Felsmassen zur Seite des Baches empor, dessen wildes Geräusch den ergreifenden Eindruck steigert, den der Anblick dieser mächtigen Felsstücke hervorrust. Wenn die fröhliche Badegesellschaft diesen schauerlichen Rückweg passirt hat, besucht sie gerne noch die Filial-Kirche St. Nikolai, die eine sehr liebliche aber beschränkte Aussicht bietet, welche indeß im Vergleiche gegen den Teufelsgraben sehr contrastirt. Die Kirche ist von gothischer Bauart, mit der erst 1741 dazu gebauten Xaverie-Capelle. Außer dem Hochaltare des heil. Nicolai hat sie noch zwei Seitenaltäre, jenen der unschuldigen Kinder und jenen des heil. Laurentius. Nikolai steht auf einem Hügel, eine kleine Viertelstunde vom Bade im Thale von Guteneck. Hinter Nikolai sind auf einer Bergspitze einige Trümmer eines alten Gebäudes sichtbar. Sie sollen der Sage nach die letzten Spuren eines ehemaligen Schlosses (Buchlack) sein. Im Norden von Neuhaus erheben sich riesige Berge: der Reber und der Koflak, auf dessen höchster Schneide $2\frac{1}{2}$ Stunden von Neuhaus

3420 Fuß über der Meeresfläche das Kirchlein St. Judokus steht. Judok oder Jodok ist eine Curatie von 693 Seelen, wohin oft viel Volk bei großer Dürre Wallfahrten macht, um die Vermittlung des heil. Jodokus, dessen Vorsprache um Regen bei Gott viel gelten soll, zu erflehen. Die Aussicht von dieser Gebirgshöhe ist wunderschön gegen Süden bis an die türkische Grenze. Von St. Judok gelangt man in die eigentliche Bergwelt, welche sich hinter Weitenstein aufthürmt, aus der wir das Kreuzeck und den Fauerberg zc. bemerken. Wildschön ist die Lage von Brezen, eben so Veree am **kański verh**, aber auch drückend die Hitze, wenn sie sich an schwülen Sommertagen zwischen diesen Kalkfelsen verfängt.

Der bequemste Weg nach St. Judok ist jener von Norden, und zwar von der Weitenstein-Mißlinger Seite herüber; er ist auch in Bezug auf wechselnde Aussichten der lohnendste. Ungefähr fünf Minuten von der Ruine und dem Gasthause von Waldegg mündet eine kleine Thalschlucht heraus, nach dieser nehmen wir den Pfad anfangs an der Seite eines kleinen Bächleins über Wiesen und durch Wälder empor.

Wir erreichen von Waldeck an dem Beginne der Judalufna-Straße, unser Ziel in 1½ Stunden, bald bleibt uns links unten auf einem kleinen Plateau das einfache Kirchlein Hermagor (Sv. Mohor), während uns auf einem Sattel zwischen zwei waldigen Rücken Kirchlein, Schänke und Pfarrhof von St. Judok, letzterer gegen Süden sechs Fenster lang mit entzückender

Aussicht winken. Die ganze Ansiedlung steht auf trockenem Kalkfelsen, von einer Linde beschattet. Die ganze südliche Länge des Pachers, die Saualpe, die Pezen und Ursula, die Sulzbacher Riesen senden uns den nachbarlichen Gruß; hunderte von Thälern und Schluchten, Schlössern und Kirchen liegen zu unseren Füßen, das ganze weite Hügel land zwischen dem Gonobizer und Donatiberge und dem südlichen **Vahor**. Das kleine Pfarrkirchlein mit seinem Schieferdache und dem viereckigen Thurme ist sehr alterthümlich, es hat nur einen Altar mit der Statue des heil. Judof. Das an Sonntagen hier zusammenkommende Volk wird durch naives, gutmüthiges Wesen als ein echter Stamm von Bergbewohnern characterisirt. Den schönsten Anblick gewähren von St. Judof aus Hoheneck, Gilli, der Delberg, Dobrol und Schloß Böllan. Der steilste Weg ist jener hinab nach Neuhaus.

Die Sage spricht von vielen Grotten in der Umgebung von Neuhaus, eine am Glanzberg noch 1822 vom Pfarrer in Sternstein besucht und dann verschüttet. Der Eingang bestand damals aus zwei Abtheilungen, hatte noch den steinernen Tisch und die Feuerstelle, welche einst Räuber benützten. Eine war am Bache der Gutenecker Schlucht, in ihr hausten die wohlthätigen schwarzen Frauen, die den Landleuten die Zeit zum Aus säen, Ernten &c. immer genau bestimmten.

Ein herrlicher Tuffstein findet sich in der Nähe; das Moos nämlich wird seit Jahrhunderten durch ein

Kalkfinter führendes Bächlein in Tuf verwandelt, in welchem man noch alle Musci-Spezies erkennt.

Wir schließen die nächste Umgebung mit der Schlangenburg. Die hoch-pittoresken Trümmer, die schroff und gewaltig um die Ruine eines riesigen Mittelthurmes — jenem zu Eppenstein ähnlich gruppiert — vom Rebhügel weit in die Ferne starren, waren zu Bischof's Zeiten (1681) noch eine stattliche, mit Flank- und Erkerthürmchen versehene Burg des Eusebius von Schlangenburg. Aber „Neuhaus“ war der eigentliche Name der Beste von der ältesten Zeit her ihr gegeben, von einem eigenen Edel-Geschlechte, den Herren von Neuhaus, deren einer, Wilhelm, ein wüster Raufbold, im tollen Uebermuth seinen eigenen Sohn bei den Füßen faßte und ihm den Kopf an der Wand zerschmetterte. Allmächtig, so wie bei Jagd- und Trinkgelagen erschien dem Alten die blutige Gestalt des ermordeten Knaben — bis er zuletzt als büßender Bruder im Minoritenkloster zu Gillsi seinen Frevel sühnte. Erst die Ritter von der Schlange (windisch *Galénig*) gaben der Beste den Namen der Schlangenburg. Fast cyclopische Mauern bildeten den steinernen Gürtel um den trogigen Bau, den nun friedliche Weingärten umlagern. Die Burg, kaum eine halbe Stunde vom Bade, bietet eine reizende, wenn auch nicht großartige Fernsicht. Der Weg dahin führt durch einen schattigen Wald, der selbst in schwülen Sommertagen Kühle und Erquickung gewährt. Die Schlangenburg oder richtiger Neuhaus ist die Stammburg des gleichnamigen, ehe-

dem sehr bekannt gewesenen Geschlechts, welches mit Ferdinand Ignaz Freiherrn von Neuhaus 1742 erlosch. Allein noch vor dem Erlöschen dieses Geschlechtes kam die Beste an andere Besitzer, denn Franz von Neuhaus verkaufte sie 1613 an Mathias Gaitchnigg, der sie später an seinen Sohn Johann Mathias vererbte. Letzterer erhielt unter Kaiser Leopold I. die Erlaubniß, seinen Familien-Namen zu ändern und sich Schlangenburg auf Schlangenburg zu schreiben, womit selbst der slavische Stamm **Gaičnig** Aehnlichkeit hat. Von dieser Zeit an bekam die Beste Neuhaus den Namen Schlangenburg. Nun ist sie längst eine Ruine geworden und auch der Stamm der Herren auf Schlangenburg erlosch mit Maximilian Freiherrn von Schlangenburg um das Jahr 1705. Nach den Schlangenburgern kömmt Franz von Brandenau als Besitzer derselben vor; 1790 Franz Sigmund Ritter von Brandenau. Der gegenwärtige Besitzer erbte die Herrschaft von seinem Vater Augustin Freiherrn von Dienersberg, der sie nach dem Tode des Franz Sigmund Ritters von Brandenau kaufte. Die blutige That, die im Schlosse Schlangenburg verübt worden sein soll, beschreibt Professor Suppantšitsch im „Almanach für Damen“ auf das Jahr 1820 (Graz bei J. F. Kaiser). Die Sage dieser That hat sich bis heute unter dem Volke erhalten. Wenden wir uns aus der Beste, in deren Trümmergürtel Musiken von Blechinstrumenten von magischer Wirkung sind, nach Neuhaus und Doberna zurück und nehmen wir die nächste Parthie nach entgegengesetzter Richtung. Die Schlan-

genburg ist noch in ihren Trümmern von sehr bedeutendem Umfange. Am Fuße der Felspyramide, die sie frönt, zog sich ein Graben mit Borwerken um die unterste Mauer. Ein zweiter schloß einen Gürtel ansehnlicher Bauten ein, die auf dem trockenen, nun von Spheudraperien verschleierten Felsen sich erheben. Kühn und trozig ragte über das cyklopische Bau-Conglomerat der innerste und höchste Theil der Burg, senkrecht gegen Süden abfallend. Noch starren hier im Umkreise 2 bis 3 Klafter hoch 6 Zacken, 1 Klafter lang und eben so dick, empor; über sie aber 4 Klafter hoch der Rest des einstigen Wartthurmes.

Für den eigentlichen Fußreisenden, der Neuhaus im Durchfluge beschaut, kennen wir nicht leicht eine lohnendere Parthie in Unterlande, als den Ausflug von Gilli über Neuhaus, Mießling und Windischgratz an die kärntnerische Grenze, die Parthie von der Sann zur Drave.

Fort mit dem Sorgenpflunder,
Den Wanderstab zur Hand,
Ein Weg voll feltner Wunder
Führt dich durch's schönste Land.

Am schönen Bahnhofe vorüber im Schatten freundlicher Wälder erreichen wir in einer Stunde ein kleines, liebliches Thal, an dessen linker Anhöhe mit großen Wirthschaftsgebäuden Maierberg liegt. Das Gebäude mit seinen doppelten Flügeln von 9 und 7 Fenstern Länge, ein Stockwerk hoch, mit seinem hölzernen Thürmchen sieht ziemlich öde aus. Es gehörte

einst einem gleichnamigen Geschlechte, 1730 dem Johann Adamaier, 1756 Carl Grafen Groß. — Wir übersteigen eine kleine Anhöhe, und sind im Pfarrdorse St. Martin im Rosenthale. Die Kirche mit dem stattlichen Laternthurme, großen, viereckigen Fenstern und mittelmäßigen Fresken im Presbyterio, ist in Kreuzform erbaut und hat 5 Altäre. Sie wurde am 10. Juli 1760 von Carl, Erzbischof von Görz, eingeweiht.

Zur Pfarre gehören 1350 Seelen. Sehr lieblich ist die Rundschau vom Kirchenhügel; sie umfaßt das himmelnahe Kirchlein St. Kunigund bei Gallizien, den Nikolaiberg bei Gilli, Hoheneck, St. Hermagor bei Liboje und den schimmernden Obelisk, das blanke St. Rosalien-Gotteshaus ober St. Georgen. Von St. Martin über zwei ziemlich steile Waldberge, von denen man am Dienersberg'schen Weingarthause des einen, wie am Steinbruche des andern eine liebliche Rundschau nach Gilli, Pfarre Kirchstätten und Ruine Lindel hat, gelangt man in das gerade zu Füßen liegende Neufkirchen. Wenden wir uns aber von St. Martin links, so kommen wir über die Ruine Rabensberg in drei Viertelsstunden gerade nach Neuhaus.

Nicht minder freundlich ist der zweite Weg von Gilli über Sallach und von dort entweder über Gallizien oder durch den Helfenberger Graben.

Nimmt man die erstere Richtung, so kommt man 1 Stunde von Gilli an dem schönen, reizend gelegenen Schlosse Sallach (Eigenthum des Ritters Schnizer

von Lindenstamm) unmittelbar vorüber in eine Thalschlucht, auf welche rechts von himmelanstrebender Waldhöhe das ferne sichtbare Kirchlein St. Kunigund herniederschaut. In Sallach sind die schönen Anlagen, Treibhäuser — bemerkenswerth. Wir kommen nach einer halben Stunde in ein kleines Dörfchen, über welches auf ziemlich steilem Hügel Gallizien sich erhebt. Ein nettes Wirthshaus sorgt für die schnelle Erquickung der Wanderer, es ist der Antipode von jener Schänke in Montefiascone, in welcher der durch das Niemanden fremde: „Est, est, est“ bekannte Prälat aus dem Hause der Luggen starb. Indes — ein rüstiger Tourist weiß der Labung Dank. Ueberhaupt wäre den Badeorten nichts mehr zu wünschen, als zeitweise eine Schaar kerngesunder Gäste, denn nichts trägt mehr bei zu dem Langweiligen und Unleidlichen im Aufenthalte an Badeorten, als das flanirende sonntägliche Leben ohne sichtbare Werkthätigkeit. Die Pfarrkirche von Gallizien liegt eine Stunde von Sallach, 1½ Stunde vom Bade Neuhaus. Nach beiden Orten führen freundliche Fußwege durch die reizendsten Waldparthien. Die Pfarrkirche in der Gemeinde Saverch krönt, von einer Mauer umgeben, einen ziemlich hohen Hügel. Sie hat einen viereckigen Thurm mit spitzigem Dache, eine doppelte Reihe viereckiger Fenster und außen die Jahreszahlen 1676 und 1798 (Parochus Franz Wasser). Sie ist leicht und ohne Säulen, mit gemaltem Plafond, hat am Hochaltare — dessen Stufe ein langer Römerstein mit einer Frauengestalt bildet —

die Statue des heil. Jakob, am Seitenaltare rechts das Bild der heiligen Familie, links Maria Himmelfahrt. Zwei Pfeiler tragen den Chor. Eine prächtige neue Fahne von 1846 zeigt die Heiligen: Jakob und Kunigunde. Letzterer ist die nahe Filiale auf schwindelnd hohem Bergrücken geweiht. Im Friedhose sind zwei Römersteine an der Mauer: a) mit 2' Höhe, 2' Breite, hat im Fronton einen Bacchuskopf zwischen zwei Vögeln, ferner die Inschrift:

C. Rufius

Symphonus

Rufia. Primula.

b) 3' Höhe, 2' Breite. Zwei Vögel, jeder auf einem Blumenkorbe gegen einander gewendet, eine Guirlande in den Schnäbeln haltend, oberhalb eine Muschel. Ein vierter schöner Römerstein ist in den Neben am Pfarrhause versteckt, 2' hoch, mit zwei nackten Figuren, die sich die Hände reichen. Auch dieser wurde hier ausgegraben. Von Grabsteinen finden wir: a) Valentin Jeschaunegg, gestorben 1837, b) Maria Jaunigg, gestorben 1782 u. Ober der Kirchthüre ist das Chronographikon: „Ipse Gallizensium zelus Divo Jacobo erexit.“ Vom Waldwege nach Neuhaus sieht man rechts ober St. Kunigunde mit dem spitzigen Thurme ein paar idyllische Häuschen überragend.

Der letzte und in neuester Zeit durch eine treffliche neuangelegte Straße empfehlenswertheste Weg ist jener von Sallach durch den Helfenberger Graben. Man läßt rechts Sallach und das dahin

gehörige Gut Hofrain, welches einst die Schweiger, Seizenthal, Jamnigg und Gaisruck besaßen. Einsam liegt es mit seiner Capelle, unsern der auf freiem Hügel mit spitzigem Thurme emporsteigenden Katharinalirche. Bei dem viel besuchten Wirthshause des Berweger lenkt die Straße in den Helfenberger Graben ein. Wollen wir einen besondern Weg, der die Mitte von all' dem Angegebenen von Gilli nach dem Bade hält, nehmen, so gehen wir über Rabensberg. Die Ruine, drei Viertelstunden südlich vom Bade, besteht nur aus unbedeutenden Trümmern jenes Thurmes, der noch zu Bischers Tagen stand. Sie gehört einem Bauer, die Herrschaft aber ist mit Weichselstätten vereinigt. Die Aussicht nach Gilli und über das Samnthal ist entzückend.

Aus dem Geschlechte der Rabensberger erscheinen 1214 Uskalf und 1262 seine Söhne Erhard und Heinrich, dann Margareth als Hebtiffin zu Münkendorf. Von 1700 bis 1807 hatten diese Herrschaft die Führenberg, dann 1815 Freiherr von Dienersberg, durch dessen Tochter Theresia sie an die Edlen von Resingen kam. Den schönsten Anblick, nachdem man im Thale beim Mlaker angekommen ist, gewährt die am Felsen gegenüber gelegene Kirche St. Johann im Weinberge, deren Schilderung wir bei dem nächsten Ausfluge nach Wöllan uns vorbehalten. Zwei steile Berge kostet es den Wanderer zu übersteigen, um nach Neuhaus zu gelangen, aber reich belohnt ihn auf der zweiten Höhe die zerbrochene Mauerkrone der stolzen Schlan-

genburg, an welcher vorüber er als Fußwanderer den Waldpfad einschlagen und durch die reizenden, neuen Parkanlagen gemächlich zu den Thermen von Neuhaus hinabsteigen kann.

Lassen es aber Zeit und Kräfte zu, so besteige der Wanderer auf jeden Fall den herrlichen, wenn auch etwas hohen Berg, der zwischen Gallizien und St. Martin auf einem Gipfel gegen Sallach eine dunkle Wälderkrone, auf dem andern die weit schauende Kirche von St. Kunegund trägt. Das niedliche Gotteshaus mit viereckigem Thurme am höchsten Gipfel des Berges ist von Kastanienbäumen umgeben; es zeigt durch sein Presbyterium ein bedeutendes Alter, hat zwei Seitenaltäre und eine Nebencapelle der heiligen Dreifaltigkeit. Von hier genießt man den Ueberblick eines großen Theiles des Cillier Gebietes.

Der Britte nennt eine ganz eigenthümliche, aber nicht bloß unter den Söhnen Altenglands, sondern überall heimische Gattung Kranke: **Snohs** — das ist, Leute, die matt und erbärmlich genug sind, das Erbärmlichste zu bewundern. Er erklärt das Uebel für unheilbar und meint, daß selbst die große Tour durch den Continent nur ein schwaches Palliativ dagegen sei. Wir möchten ihm rathen, seine **Snohs** in das anspruchlose Bad Neuhaus zu schicken und von dort aus große Wanderparthien machen zu lassen, unter welchen wir besonders jene durch die **huda lukna** empfehlen würden.

Wir nehmen zuerst den Weg nahe der Schlangenburg vorüber über die beiden hohen Berge nach St. Johann am Weinberg, und von dort nach Wöllan. Wir kommen bei dieser Gelegenheit wieder beim Gasthause des Mafer vorüber, dort, wo links die Straße durch den Helfenberger Graben über Sallach nach Gilli geht. Rechts vom braunen Tuffelsen schaut St. Johann am Weinberg so lockend in das Thal, daß wir nicht versäumen wollen, das Kirchdörflein mit seiner patriarchalischen Pfarre zu besuchen.

St. Johann am Weinberg liegt nur eine Stunde von Neuhaus und eben so weit von Wöllan und Sallach, nach welchen drei Puncten die Straßen sich theilen.

Nichts ist reizender, als der Fußweg zwischen Kirsch- und Pflirschbäumen, von der letzten Anhöhe über Neuhaus bis zum braunen Tuffelsen, auf welchen St. Johann ringsumsäumt von Weinbergen mit Kirche, Pfarr- und Meßnerhaus sich erhebt. Ein lustiges Bächlein läuft in muntern Cascaden hinter der Friedhofmauer in die Thaltiefe hinab, und macht seine Purzelbäume über die Fluder von drei kleinen in der Schlucht versteckten Mühlen und einer Schmiede zc. Rechts in der Ferne schimmern die beiden Thürme vom Delberg; über Fraslau links auf grünem Bergrücken ragt weit schauend St. Kunegund, die Filiale von Gallizien. St. Johann ist von einer hohen Mauer umgeben, hat einen viereckigen, oberländischen Giebelthurm, 5 Stock hoch, mit einer Uhr; die Kirche, in Kreuzform gebaut, wird von langen, deutschen Fenstern

erleuchtet, hat eine Orgel von 1825, am Hochaltare St. Johann den Täufer und den gezeißelten Heiland, an den Seitenaltären St. Barbara, St. Leonhard &c. So klein sie ist, eben so sehr zeichnet sie sich durch Reinlichkeit aus. Der Fels hinter der Kirche heißt der Ganserfels, der hohe, weit schauende Berg, den man leichtsinniger Weise seiner Wälder zum Pottaschenbrennen beraubte, ist der Radviz.

Bald führt uns der Weg wieder bergan, wir haben rechts das Gut Eckenstein (beim Landvolke **gorice**), hoch oben die sparsamen Reste der alten Beste gleichen Namens, einst der Sitz der Ritter von Eckenstein, deren letzter, Sebastian, 1473 in türkischer Gefangenschaft endete. Die Beste kam später an die Gyllier, Lamberg, Kraigh, 1750 an Anna Freiin von Gabelhofen &c. Weiterhin liegt Gutenhart, wir aber steigen hinab in das liebliche Schallthal, in welchem die Burgen Wöllan und Schönstein, das weit-hinsehende Guggenbüchel, die Trümmer von Forchtenek und Schalleck, das Schloß Thurn &c. die Dechantei Skalis mit vielen Kirchen &c. bemerkbar sind.

Das Thal ist vom Berge Skorno bis Schalleck über eine Meile lang und $\frac{1}{3}$ Meile breit. Wöllan selbst mit seinen Rundthürmen liegt sehr malerisch ober dem kleinen Markte. Von sanfter Höhe grüßt die Kirche St. Martin; auf dem Wege kommen wir durch das Dörfchen Schalleck am großen Gasthose des Franz Jeschaunig vorüber, etwas später an einem ungetünchten alterthümlichen Kirchlein, an dem außen dem 1775

erneuten großen Christoph mit andern nicht üblen Bildern, gegen Norden der Grabstein der 1626 Rosina Ursula von Rambschüssel, gebornen von Bernegg, zu schauen. Ihr Wappen zeigt eine feste Mauer, von drei Thürmen überragt.

Das Kirchlein mit kleinem Thurme hat lange schmale Fenster. Gegenüber auf mäßig hohem steilen Felsen zeigt sich die kleine Ruine Schalleck mit den gewaltigen Bogenfenstern, am linken Dache ein eisernes Kreuz, gegen Nordost eine große Maueröffnung. Am Fels am raschen Bache, der von der *huda lukna* kommt, nimmt sich recht trefflich die Mühle aus.

Aber bald verengt sich das Thal. Nach einer Stunde sind wir bei einer schaurigen Felsparthie, kaum breit genug für Bach und Weg. Eine Viertelstunde später rauscht rechts ein hübscher Wasserfall aus Wald und Felsennacht. Nach einer weitem Viertelstunde sind wir im einstigen Bezirke „Rothenthurm.“ Immer wilder und erhabener wird der Character der Gegend. Eine Brücke führt uns auf das linke Bachufer, links klappt eine ungeheure, schwarze Höhle, aus der ein toller Bach seinen weißen Gischt schäumt, über ihn neigt sich eine schlanke Platane. Rechts zeigt sich eine Grotte, durch die kühne Felsenlagerung rückwärts dem Tageslicht geöffnet. Hier erhebt sich auf zwei Stufen eine Pyramide von grauem Marmor, mit dem bronzenen Profilbilde Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Johann und der Inschrift, die bezeugt, daß 1829 Demselben von der Landwirthschaftsfamilie Windischgratz dieß Denk-

mal für die Eröffnung dieser Straße gesetzt wurde. „Mögen auf ihr noch späte Enkel glücklich wandern!“ Ein Kettenengeländer umgrenzt von Außen das magisch beleuchtete Denkmal.

So idyllisch der Weg der **huda lukna** durch die freundlichen Häuschen und muntern Sägemühlen bisher war, so ernst und schauerlich wird er nun. Wir setzen auf einer Brücke auf das andere Ufer des Baches; rechts glogt uns ein halbverkohelter alter Baumstamm entgegen, der die deutliche Gestalt eines Mohren in grauer Jacke und Hose darstellt.

Furchtbare Felsen hängen über die Straße, welche durch sie gesprengt wurde. Endlich zwei starke Stunden von Böllan wird die Gegend etwas freier und milder; die Straße schließt sich an jene an, welche von Weitenstein nach Windischgraz führt. Von waldiger Höhe grüßt uns die kleine Ruine Waldegg, im Thale selbst erquickt uns ein gutes Wirthshaus. Auf sanfter Höhe steht die Filiale St. Leonhard mit ihrem viereckigen Thurme, der Doppelreihe kleiner Rundfenster und der Seitencapelle. Nicht bald ein reizenderer Anblick, als die Trümmer von Waldegg, die öden kühngewölbten Fenster, der noch im Schutt gewaltige Thurm, die letzten Reste einer Beste, welche noch bei Bischer 1681 als doppelter durch Schwebebögen verbundener Bau erscheint. Hier rollte der Geschützdonner durch die Berge, als am 24. Juni 1830 das nach Wachtl's Gemälde aus Bronze gegossene Relief-Bild des Erzherzogs Johann, an der neu eröffne-

ten Straße in die **huda lukna** aufgestellt wurde, als der frisch gebahnte Weg, der drei Thäler verbindet, die mehr als dreißig Jahre genährten Wünsche erfüllte. 1825 begann der Bau dieser Straße, welche 5849 Klafter lang, 3 Klafter breit, meistens durch Felsen gesprengt werden mußte. Wie wichtig sie sei, zeigt der Umstand, daß in einem Jahre auf ihr über 50,000 Centner Schienen zur Eisenbahn von Monza geführt wurden. Von hier nach St. Veit ob Waldegg hat man nur $1\frac{1}{2}$ Stunden. Man gelangt hier zu einer jurassischen Formation, die sich vom Ursulaberge herabsenkt und sich am **Kozjak** am höchsten wieder erhebt. All die abenteuerlichen Formen, welche den Karst charakterisiren, Grotten, Bäche, die in Höhlen versinken und aus solchen wieder hervorkommen, tiefe grüne wohlbebaute Thaltrichter, all diese Erscheinungen wiederholen sich hier zwischen Wiedertrieb und Neuhaus, zwischen Mißling und Schalleck in einem Lande, das des Erdreichs entblößt die Gestalt eines Badeschwammes zeigen würde. Sehr lieblich liegt links ober St. Leonhard und **Turja glava** mit seinen zerstreuten Häuschen, rechts in einer Thalschlucht das Dörfchen **Vokrija**. Auch diese abgeschiedene Gegend soll, wie es 1850 hieß, mit der Welt in nahe Verbindung treten, wenn von Klagenfurt über Windischgratz nach Gills eine Bahn geführt werden würde.

Diese würde in gar nicht bemerkbarer Steigerung die äußerst schmale Wasserscheide zwischen der Mißling und Paß (also zwischen der Drave und Save durch

einen ganz kurzen Tunnel durch den **Loöc**-Berg durchbrechen, und so ohne Schwierigkeiten zur Saun hinausführen.) Steigen wir den **Loöc**-Berg hinan, ein Wäldchen vorüber, das 1849 brannte, so sehen wir ringsum Gebirge, nette Bauernhöfe und ganze Wälder von Kirschen- und Zwetschenbäumen.

Bald umfaßt die lohnende Aussicht den Ursulaberg, Windischgratz, Altenmarkt, St. Philipp, St. Andreas, rechts St. Rupert und St. Veit gerade vor uns, links himmelnahe aber **St. Judoci**.

Als hohe Rückwand schließt der Pacher die Gegend nach Norden ab. Eine sehr üppige Vegetation zeigt sich auf diesen sanften Anhöhen. Wenden wir uns zuerst zum letzten Hügel rechts. Auf seinem Gipfel erhebt sich mit weiter Fernsicht das alterthümliche Kirchlein St. Rupert. Das mit Schindeln besetzte baufällige Thürmchen, das Breterdach, die fensterlose Seite gegen Norden taugen recht zum ärmlichen Innern, dessen niederes Presbyterium und kahles Schiff wieder mit den ärmlichen Holzarbeit-Altären einstimmen. Gegen Süden ist ein ovales Thor, und ein eben solches Fenster, nebst einem kleinen viereckigen, und der winzigen Sakristei. Gegen Westen ist der Haupteingang durch ein Rundbogen-Thor, ein winziges schmales Fenster ist gegen Norden der jungen Linde gegenüber. Die Aussicht gegen die Sulzbacher Alpe, besonders von dem einzigen Häuschen, das sich nächst der Kirche befindet, ist wunderschön. St. Rupert soll so wie St. Veit und Achatus bei St. Ilgen gleich nach



der Bekehrung der Wenden zur Zeit der Heiligen Cirill und Methudius erbaut worden sein. Von St. Rupert hat man ganz oben auf der Schneide des Berges gegen Osten fort eine kleine Viertelstunde zur Pfarre St. Veit. Die in Kreuzform erbaute, von einer niederen Friedhofmauer umgebene Kirche mit einem sehr winzigen Uhrthürmchen ist klein und dumpf von viereckigen Fenstern erleuchtet. Sie hat 3 Glocken und 4 Altäre, St. Veit, Maria=Schmerzen, St. Florian und St. Anton. An der Ringmauer nahe dem Eingange ist ein gut erhaltener, leider durch Uebertünchen unlesbarer Römerstein mit dem Brustbild von Mann und Frau und den beiläufig sicheren Buchstaben I V L C A E. A N. D I V. A. V. F. Sibi, Et. Sac. . . Verino. Ion. Kar. Legion. Ac. . . c. cho. O. A n. L. Er ist 2½' hoch und 2' lang.

Die Sage und die Lesart des Herrn Pfarrers Juk (1850) läßt dies Ehepaar die Kirche gegründet, oder erneuert haben, und sagt daher: **Sacellum, Aram, Chorumque condiderunt!!!** St. Veit ist eine sehr alte Pfarre, von welcher, das, wie es heißt, einst lutherische St. Jlgem ausgeschieden worden war. Der Bogen erinnert noch an die Zeit der slavischen Liturgie, als ein Vorhang vor dem Heiligsten hing, der Thurm in der Mitte der Kirche war und in ihm der Küster zu den Theilen der Messe läutete. Die ganze Umgebung besteht aus spitzigen Bergen mit Auflagerung von braunem, grebfrörmigen Sandstein, alle in tiefe Trichter sich hinabsenkend, auf deren Grunde sich zum



Theile die Quellen und Bächlein verlieren. Am bedeutendsten ist darunter der Feistritzbach, der sich in einem weiten, besonders tiefen Thaltrichter verliert, und durch die **huda lukna** verstärkt wieder herauskommt! Die Anzahl der nun bei St. Veit vom Herrn Pfarrer **Juk** befahrenen Höhlen beträgt fünf. Darunter zeichnet sich die **Pillera** - Grotte als die nächste und schönste besonders aus. Sie bildet einen schönen Dom mit Stalactiten und Stalagmiten, die in seltsamen Gruppen bald halbe Menschengestalten, bald abenteuerliche Formen anderer Art darstellen. Hier bricht auch ein schöner weißer Stein, so weich, daß er sich in Formen schneiden läßt, die aber an freier Luft immer fester erhärten. Eine zweite Grotte, im Einschluße zu kriechen, geht tief und lang in den Berg hinein, der Sage nach einst bis St. Rupert. Ein Einsturz scheint ihren Zusammenhang unterbrochen, Tropfsteine ihn dann geschlossen zu haben. Eine dritte reich an allen Wänden an den feinsten Haar-Röhrchen aus Tropfsteinen, theilt sich in zwei Arme, von denen der Schluß des einen noch unerforscht ist, der zweite fällt in einen unergründeten Schacht hinab, aus dem, wie es die Färbung der Wände beweist, in früheren Tagen zeitweise ein Wasserstrom sich emporgehoben haben mochte. Von der Felsenöffnung, in die der Feistritzbach sich verliert, könnte man mit etwas Anstrengung hinab in die **Huda lukna** gelangen. Nur müßte man die Mühe nicht scheuen, die sich auch jetzt beim Besuche derselben ergibt, immer im Bache fortzuwaten, wo ziemlich in

der Mitte unter dem Berge einstweilen noch ein Wasserdampf das Vordringen hemmt. St. Veit ist eine an Cerealien sehr gesegnete Gegend, der Mezen des hiesigen alten Weizens wiegt 97 Pfunde.

Der Menschenschlag ist besonders bei der männlichen Bevölkerung ausgezeichnet schön. Von den 700 Personen, welche 1850 die Pfarrgemeinde zählte, dienten damals 28 beim Militär. Von St. Veit erreicht man über die Berge in $2\frac{1}{2}$ Stunden Skalis oder in $\frac{5}{4}$ Stunden die Straße an der **huda lukna**. Auf letzterem Wege kömmt man, an schönen Landwirthschaften vorüber, zu jenem gewaltigen Kessel, auf dessen Grunde eine Mühle steht, welcher unfern der Feistribbach unter Felsen verschwindet. An der **huda lukna**-Straße bemerkt man noch ein Paar recht lebhafte und frische Wasserfälle, zur Linken, ehe man den imposanten Thurm der Ruine Schalleck vor sich hat. Wir aber wenden uns nun an St. Leonhard, dessen 4 Altäre wenig Merkwürdiges bieten, vorüber nach Mißling. Lassen wir etwas links die uralte Pfarrkirche St. Aegydi, die beiden das Thal begrenzenden Berge **Velka** und **mala Turjeglava** (Türkenköpfe) und das **Turjavas** (Türfendorf), Punkte, welche noch an die Niederlage erinnern, die hier 1471 die türkischen Mordbrenner vom Landvolke erlitten, und lenken zwischen Erten und Pappeln zu dem großartigen Eisenhammer = Etablissement des Herrn v. Bonazza in Mißling. Im Jahre 1677 von Hanschitz gegründet, zeichnet sich diese Gewerkschaft jetzt durch Hochöfen, die 1842 errichteten Walzwerke,

vor Allem durch die Verfozung der Steinkohlen aus. Die Werke bilden eine Halle von 210 Fuß Länge, 54 Fuß Breite, mit einer Wassersturzhöhe von 32 Fuß; den Hintergrund bildet die Alpenwelt des Pacher, von ihr tobt dort, wo der **Višnerava** Rücken durch die **Zamoica** sich mit der 4686 Fuß hohen **Kappa** verbindet, der Mißlingbach herunter, der uns bis Windischgraz und von dort bis zur Drau hinaus begleitet. Ganz an die Reize des Oberlandes wird man von Mißling nach Windischgraz und von dort über St. Johann nach Drauburg erinnert. Rechts zu Mißling auf kleinem Hügel erhebt sich, wie gesagt, die Pfarrkirche St. Megydi in Kreuzform mit viereckigen Fenstern und vierkantigem Thurme, mit einem schönen Altarblatte von Tanners Meisterhand. An der Straße selbst von einer kleinen Mauer umgeben, ist mit einem schieferüberkleideten Thurme und großen Fenstern das alterthümliche Kirchlein St. Achaß, außen mit dem Bilde des großen Christoph. Nach dreiviertel Stunden liegt vor uns im Thale von einem Dörfchen umgeben eine nette Kirche mit spitzigem Thurme. Hoch darüber an St. Johann und Paul bei Graz durch die Bauform erinnernd, ist eine zweite. Bald sehen wir zur Rechten am Fuße des Pacher das Schloß Gallenhofen.

Neben Gallenhofen ist die Kirche St. Georgen, ebenfalls mit einem spitzigen Thurme, wie jene in Doberna, Rainach u. s. w.

Weit darüber himmelhoch von ähnlicher Form schimmert St. Anna am Pacher. Von ihr herab

sehen wir das Schloß **L e h e n**, und endlich ganz herunter im Thale 10 Minuten von der Straße die Hauptpfarre **S t. M a r t i n**. Das Gegenüber bildet auf waldigem Hügel **M a r i a H o m e c** — oder der romantischen Sage besser entsprechend — **M a r i a a m S e e**, ein freundlicher Wallfahrtsort. Den Hintergrund schließen die Thürme von **W i n d i s c h g r a z** und **U l t e n m a r k t**. Aus einer von zwei Vorbergen der **K a p p a** gebildeten Bucht rechts oben auf schwindelnder Höhe sehen wir das kleine Kirchlein **S t. D a n i e l** mit seinem nadel förmigen Thurme.

S t. M a r t i n ist von einer ziemlich hohen Mauer umfriedet, außer welcher Pfarrkirche, Caplanei und Schulhaus sich befinden. Ein rother starker Kuppelthurm steht am Portale der 1847 erneuten Kirche. Sie hat am Hochaltare das gute Bild des Bischofs Martinus, hinter demselben die Statue des nämlichen Heiligen, auf beiden Seiten Dratorien, nette Bilder der heiligen Apollonia und der heiligen Familie, an den Seitenaltären Maria Empfängniß und den sterbenden Josef. Das gerippte Gewölbe deutet auf ein hohes Alter. Von Grabsteinen finden wir im Innern den der Susanna, Herrin von Gera, gebornen Strasfovic, Gräfin von Luttenberg, gestorben 1633, und ihres Gemahls, Herrn Jakob auf Gallenhofen, fürstlich Neuburg'schen Mundschenzen, gestorben 1631, außen des Pfarrers Brabič, gestorben 1657 und seines Bruders Andreas, Postexpeditors zu Graz 1638. Bei der schönen Kreuzcapelle im Kirchhose des De-

chants Ruprecht, gestorben 1820 und der Christine Freiin von Gallenstein, gestorben 1836. Einen sehr lieblichen Anblick gewährt von hier der Ursulaberg mit seinen kleinen Boralpen.

Von St. Martin hat man kaum eine halbe Stunde nach Bindischgratz. Das Städtchen zeigt von seiner einstigen Befestigung nur mehr Reste von Mauern und Gräben; die Thore wichen dem Bedürfnisse und der Bequemlichkeit. Gute Gasthäuser sind zum „Kaiser von Oesterreich,“ Bouvier, Post- und Bräuhaus, Rieß, Lebzelterei.

Das Schloß Lehen, 1 Stock hoch, 7 Fenster lang, mit kleinen viereckigen Thürmen, wendet der Stadt seine gelbbraune Fronte zu. Der große alte Friedhof ist mit einer Mauer umgeben. Das Schloß Rothenthurm schließt den Ort auf der einen, das einstige Verwaltungshaus von Wiedertrieß auf der andern Seite. Die Pfarrkirche mit ihrem spitzen Thurme hat oblonge Fenster, das Hochaltarblatt St. Elisabeth, die Seitencapellen der heiligen Familie und der heiligen Anna. Von den vielen alten Grabsteinen, deren manche unleserlich geworden, bemerken wir folgende:

Nabe dem Hochaltare: Otto Heribert, Herr von Kulmer, zeichnete sich aus in den Kämpfen an der Theis bei Zwanié, gestorben 1746.

Am Katharinen-Seitenaltare vier männliche und eben so viel weibliche Figuren, die Familie des Christoph, Herrn von Gaisruck zu Scherberg, gestorben 1504, 1547, 1555 und 1556. Rosine von Gutenberg Tocht-

ter. In dem Wappen sind eine Rose und das Grab-
scheit des Herrn von Graben.

Der nahe Karner hat die Erneuerungszahl 1494,
6 viereckige Fenster, am Hochaltare die Sendung des
heiligen Geistes, die Seitenaltäre St. Florian und heil.
Dreifaltigkeit, vom Pfarrer Tautscher in Altenmarkt
und Herrn Kaserl errichtet, am Boden mit Pelikan
und Adler, im Wappen einen Grabstein des Ulrich Gra-
fen Maschwander zu Kranichsberg, Herbersdorf, Gra-
discha und Schwarzenstein, Reinthal und Schwarzenegg,
gestorben 17. März 1693; unter dem Chore am Bo-
den ist ein großer Grufstein mit unlesbarer Schrift
nahe dem Weihbrunnkessel von 1633.

Zunächst außer Windischgraz sehen wir Hausers
Sensenhammer mit nettem Wohnhause, das einen Stock
Höhe, 5 Fenster Breite, 3 Tiefe und einen hübschen
Balkon hat. Rechts am Berge mit kleinem Kuppel-
thurme ist das Kirchlein Rothenberg, eine Viertel-
stunde später auf derselben Seite einige Minuten von
der Straße die Pfarre St. Jakob in Bametsch,
mit Ringmauern und einem vierkantigen Thurme, him-
melhoch darüber das weithinschauende St. Anna.

Nun führt die Straße über eine gute Brücke auf
das linke Ufer des Baches. Auf sanfter Anhöhe links
schauen wir das niedliche Gotteshaus St. Oswald
mit dem kleinen Schieferturme auf dem Dache auf-
sitzend. Etwas weiter grüßt uns zur Rechten von grü-
ner Bergeshöhe die stattliche Wallfahrts- und Pfarr-
kirche St. Peter am Kronenberge; zwei starke

Kuppelthürme, zwischen denen sich an der Façade die Uhr befindet, geben ihr einige Aehnlichkeit mit Maria Trost bei Graz. Fünf viereckige Fenster mit kleineren, halbkreisförmigen darüber erleuchten ihre Längseite gegen Süden, der Pfarrhof und ein Paar nette Häuser bilden ihre Umgebung. Zur Linken ganz nahe der Straße ist das unter Obstbäumen halbversteckte Pfarrdorf St. Johann. Der viereckige Kuppelthurm steht zwischen Schiff und Presbyterium der Pfarrkirche. Vor uns aber schimmert der Thurm der Propstei Drauburg, über ihm starren die kahlen Trümmer der gleichnamigen einst gräßlich Kuenburg'schen Beste über dem Wälderkranz. Links auf der kärnthnerischen Seite ist die am Schlusse des J. 1847 vollendete Wallfahrtskirche zum heiligen Kreuze. Wir sind nun in Mieß, wo nahe dem guten Gasthose zum Bäcker zwei Straßen nach Bleiburg gehen, eine weiter zur Linken, die andere über Leisling und Neuhaus, den friedlichen Landsitz des Dichters Schießler. Die schloßartige Meierei des Mießbäckers, 2 Stock hoch, 5 Fenster lang, 4 Fenster tief, ist am Fuße des Kronenberges, und so stehen wir an den Resten der einst so schönen 1851 zerstörten Brücke, die Herr Kometer, Inhaber von Buchenstein, über die Drau nach dem ersten kärnthnerischen Postamte Unterdrauburg erbaute, zur leichtesten Verbindung des Marburger mit dem Gällier Gebiete, Kärnthens und Steiermarks.

Marburgs Gruß

bei der Rückkehr des Landwehrbataillons des
löblichen Regimentes Kinsky aus Italien
am 26. Jänner 1850.

Zwei Jahre bald sind's, daß ihr hingezogen
Boll Muth zum Kampf für Recht und Oesterreich,
Ihr standet fest im Sturme wilder Wogen,
Der heil'gen Schaar zu Thermopyle gleich;
So manches Herz, es pocht, um Euch beklommen —
Wie jubelnd heißt es heute Euch willkommen!

Mit eurer Fahne flog der Nar zum Siege,
An eurer Fahne strahlt der Heimat Ruhm,
Als Driflam im blutigsten der Kriege
Ward sie der Helden lichter Heiligthum.
Den Gauen Heil, die solche Söhne hatten,
Heil Steiermark zu solcher Söhne Thaten!

Wo fern der Po die blauen Wellen rollet,
Der Apenin sein Haupt mit Stürmen deckt,
Das graue Meer in wilder Brandung grollet,

Wo die Lagun mit gift'gem Hauche schreckt,
 Die Kugelsaat des Todes Werbung traget:
 Da standet ihr als Steirer unverzaget.

Ob Volk und Zeit euch mit Verrath umgarnen,
 Die wahre Treue, die da nimmer stirbt,
 Sie soll die Welt durch euer Beispiel warnen:
 Daß Recht und Muth im Krieger nie verdirbt.
 Teutonen Kraft und Slaven-Sinn verbunden!
 Und Oestreich hat den Siegeskranz gewunden.

Ob Schmerz und Tod die brüllenden Geschütze
 In eure Reih'n in blinder Wuth gebracht,
 Ob Freund und Feind im rothen Pulverblitze
 Mit starrem Aug begrüßt die Todesnacht,
 Die Loosung blieb: „Nur vor mit blankem Eisen
 Was Kinsky heißt, dem Feinde zu beweisen.“

Und ruhig ward's, wo eure lichten Schaaren
 Am Schlachtfeld hielten Gottes Strafgericht;
 Und ruhig ward's, wo ihr der Ordnung Laren
 Beschützt so mild wie Friedensbürger schlicht.
 Vor Kinsky's Reih'n, wie die Annalen lehren,
 Zieht mancher Held den stolzen Hut in Ehren.

Ihr helfet mit die Ruhmeshalle bauen,
 Die ewig glänzt, so lang ein Oesterreich,

Als Pfeiler sind: die Bruderlieb zu schauen
 Und Volk und Kaiserkraft vereint zugleich,
 Wer dafür kämpft, daß Ruhm muß fortbestehen,
 Sein Name kann auf Erden nie vergehen.

D'rum hochbegrüßet ihr im Siegeskranze,
 Willkommen Brüder, Freunde, Söhne all',
 Dem Kaiser Heil in seines Ruhmes Glanze,
 Ein dreifach Heil Radetzky, dem Marschall,
 Hoch Oesterreich und Steiermark — die Krieger
 Der Heimat hoch! die Führer hoch als Sieger!

Ein kurzer Feldzug.

Episode aus dem Nachbarlande Kärnthén im Jahre 1848.

Das tolle Miasma des politischen Umsturzes durchströmte Europa im Frühlinge 1848 von den Pyrenäen bis zu den russischen Grenzmarken. Am tollsten tobte es auf dem altvulkanischen Boden Italiens. Von hier aus blies sein Hauch bereits glühend und branddrohend gegen die Alpen Kärntens, den riesigen Gürtel, den die Vorsehung durch Berge und Menschen gegen den wilden Samum des Südens schutzbringend gezogen. Nie lag eine größere Ironie des Schicksals, nie der Spruch: Hochmuth kommt vor dem Falle, demüthigender in seiner Erfüllung — als in den Worten jenes Prahlrefrains eines vermessenen Feindes, der am treulosen **Po** ausrief: „Um Ostern werde ich mit meinem Degenknopfe den Frieden in Wien bekräftigen.“ Dem alten Lande der Ehrlichkeit — dem biederen Kärnthén — gebührt außer Tirol vorerst der Ruhm, daß an seinen Bergen — oder richtiger am eisern treuen Sinne seiner Söhne sich der Troß der Feinde zuerst schmachvoll brechen sollte. Vom Ufer der Fella an, vom Predil und Malborgetho, den blutgetauften Thermopylen

Innerösterreichs, waren die militärischen Schutzkräfte im Innern des Landes bis nahe an die Hauptstadt hin nur in dünnen Schichten gehäuft, und der Wahnsinn der Italiener erhielt durch diese Erscheinung neuen Stoff, neue Nahrung. Insbesondere hatte Kärnthens Hauptstadt wenig andere augenblicklich verlässliche Kraft, als eben nur in sich selbst — in der Gluth, den alten Spruch: Alles für Gott, Kaiser und Oesterreich, mit Gut und Blut zu bewahrheiten.

Während man in anderen Ländern mit einer sogenannten neuen Errungenschaft bis in das Lächerliche hantierte, Waffen spielte, Verbrüderung aß, Freiheitstaumel trank und Haus und Hof, Gewerbe und Staat als Nebensachen betrachtete, rüsteten sich die Klagenfurter in schöner Eintracht mit ruhigem Sinne ernstlich jedem Ereignisse von Außen mit den Waffen in der Hand zu begegnen, und für den geheiligten Boden der Heimat, für das allgeliebte Kaiserhaus Alles zu wagen, — oder im Dienste desselben männlich und ehrlich zu erliegen.

Ohne Geräusch, ohne Prunk, ohne Parteisucht standen in kurzer Zeit 1200 ehrenwerthe Bürger auf eigene Kosten gerüstet, unter Commando des Herrn Baron Dickmann in Klagenfurt unter den Waffen, eine ernste entschlossene Schaar, die sich für Kaiser und Vaterland sogleich dem wackeren Herrn Brigadier General Baron v. Rossbach zur Verfügung stellte.

Dieser würdige Krieger, von den Tirolern nie anders als Vater Rossbach genannt, erkannte die hohe

Bedeutung des Momentes, erkannte und würdigte den edlen Sinn der wackeren Kärnthner; seine Worte erstarkten das kräftige Erz in der wogenden Brust zum unbeugsamen Stahle, den bald der treulose Feind fühlen sollte. Baron Roszbach wendete eine Zauberformel an, die 1848 so wenige anzuwenden verstanden — Belehrung, Aufklärung über die Verhältnisse und die offene männliche Darstellung, daß gerade die Freiheit nicht in dem liege, was man 1848 darin wähnte, daß die schönste Freiheit, die moralische, in der höchsten Achtung der Ordnung, im hingebendsten Gehorsam für Recht und Treue und Gesetz bestehe, ihr schönster Siegeskranz das Bewußtsein erfüllter Pflicht sei. Zu gleicher Zeit ließ General v. Roszbach durch seine Offiziere die Waffenbürger so weit einschulen, daß sie auch in tactischer Beziehung befähigt wurden, einem Eindrange der Feinde die Stirne zu bieten. Die Kriegspflicht rief den wackeren General an die feindlich gewordenen Marken, sein letztes Wort war eine Ermuthigung an die Klagenfurter, sein militärisches Testament für diese Stadt der ausgesprochene Wunsch, daß die Bürgerschaft im Falle des gänzlichen Ausmarsches des Militärs die Stelle des letzteren fest und kraftvoll übernehme. Wenige Tage darauf wurde der Wunsch zur Wirklichkeit. Das letzte Bataillon des heimischen Regimentes Prohaska mußte an die bedrohte Grenze nach Pontaffel, die Klagenfurter bewaffneten Bürger übernahmen den Garnisons-Dienst, bezogen alle Wachen, darunter die wichtigen Posten am Spitale,

Pulvermagazine, bei den gefangenen Piemontesen 2c., der Ausmarsch des Bataillons bot ein charakteristisches Bild der Zeit und der Gesinnung. Die Truppe hatte beinahe augenblickliche Ordre erhalten, in Eilmärschen die Grenze zu erreichen, deren letzten Punct **Ponteba** der übermüthige, wahnsinntrunkene Feind bereits besetzt hatte. Da wurden von den Klagenfurtern sogleich alle Fuhrwerke in Bewegung gesetzt, das ganze Bataillon auf Wagen gebracht und reitende Boten nach Villach und Tarvis abgefertigt, um von dort aus eben so schnell die Kriegerschaar, ohne sie durch anstrengende Märsche zu ermüden, an die gefährdete Stelle zu bringen. In wenig Tagen folgten auf dieselbe Weise zwei Compagnien Hohenlohe und ein Bataillon des jetzigen Regimentes Hessen. So standen zehn Compagnien ohne Geschütz, ohne Cavallerie, ohne nahe Reserve an der bedrohlichsten Grenze des altösterreichischen Bodens, einem übermächtigen, durch Fanatismus und Verrath übermüthigen Feinde gegenüber — eine kleine Schaar der Zahl nach — aber Oesterreicher. Sie hüteten die Pforte nach Kärnthén und Steiermark — den geraden Weg in das Herz der Monarchie — hüteten selbe abgeschnitten vom Armeecorps des F. M. L. Nugent bei **Pordenone**, und von jenem bei **Ampezzo**. Außer etwas italienischer Garnison (eine Compagnie Wimpffen in Judenburg und eine in Bruck) war von Pontaffel bis jenseits des Semmering auf der ganzen Poststraße keine kaiserliche Militärbesatzung. Zu dieser schweren Zeit, in der die ehernen

Würfel verhängnißvoll flirrten, war es den Klagenfurter Bürgern vorbehalten, günstig eingreifen zu dürfen in das Rad des Schicksals und seinen Umschwung glückbringend zu wenden. Vorerst waren es die Frauen, welche den in Pontassell stehenden kaiserlichen Kriegern durch ganze Wägen hingefendete Lebensmittel und Erfrischungen Labe und Erquickung verschafften. Ein Schreiben des dort stationirten Herrn Majors v. Dieß, in welchen insbesondere der gänzliche Mangel an Geschütz bedauert wurde, electrifirte die Klagenfurter zu raschem kräftigen Entschlusse gegen die wachsende Uebermacht der Insurgenten.

Baron Dikmann theilte am 14. April 1848 seinen Kameraden den Brief mit und traf auf die glühendste Begeisterung der eben auf der Hauptwache versammelten 6. Bürger-Compagnie. Hauptmann Baron Longo wies in beredten Worten hin auf die rasche Möglichkeit, die Truppen mit Geschütz zu versehen: Der hochselige Kaiser Franz hatte den treuen Ständen Kärnthens nach Beendigung der französischen Feldzüge ein Geschenk von 6 Kanonen gemacht. „Sie stehen kalt und schweigsam im Landhause, rief Baron Longo, während unsere Waffenbrüder die unbeschützte Brust dem feindlichen Donner zum Ziele bieten. Fort mit den Feuerschlünden auf ihren gebührenden Platz!“ Die Bedenken wegen Mangel an Munition und Bedienung waren eben so schnell beseitigt als erhoben. Pulver war in dem Magazine und Alfred Graf Christalnigg erklärte sich, er wolle auf seinen Gewerkschaften sogleich

Anstalt treffen, Kugeln von entsprechendem Kaliber mehr als hinlänglich gießen zu lassen. Zur Bedienung der Geschütze fanden sich Kanoniere aus der versprengten Garnisons-Artillerie von **Palmanuova** und **Osoppo** in Klagenfurt. Rasch erboten sich die edelsten Söhne Klagenfurts, Adel, Beamte, Bürger im schönsten Wett-eifer, die bewaffnete Bedeckung zu bilden und mit Blut und Leben mitzuhelfen an der Vertheidigung des heimi-schen Bodens. Eine Nacht reichte hin, um die Be-schlüsse zur That zu fördern. Der pensionirte Herr Artillerie-Hauptmann Hofmann untersuchte die Kano-nen, erklärte drei für vollkommen brauchbar, und Graf Christalnigg verfügte augenblicklich auf seiner Gewerk-schaft den Guß der Kugeln. Dreißig Klagenfurter be-waffneten sich mit trefflichen Kugelstutzen und Hau-bajonetten und am 24. April war der Ausmarsch in Ordnung.

Eine stattliche Fahne, von den Damen gestickt, wurde in der Pfarrkirche für Gott, Kaiser und Ba-terland geweiht, die dreißig Freiwilligen schwuren einen feierlichen Eid, unter der Fahne zu siegen oder zu sterben, und fuhren um 2 Uhr Nachmittag am selben Tage mit den Geschützen, der Munition und Bedienungs-Mannschaft von den Segenswün-schen ihrer Landsleute begleitet von Klagenfurt ab. Nachts um 11 Uhr standen sie bereits in Tarvis. Hier trafen sie auf Verwundete unseres Armeecorps, die von Pontassel hierher zurückgebracht aussagten, daß die Zu-surgenten in einem oder längstens zwei Tagen die Grenze

zu überschreiten beabsichtigen. Da war kein Augenblick zu verlieren. Um Mitternacht wurde aufgebrochen, die Kanonen mit Reisig bedeckt, die Räder umwunden und vorsichtig gegen Pontassel vorgerückt, aber der Zug war den Feinden nicht entgangen, sondern von **Ponteba** aus mit scharfen Salven begrüßt. Trotzdem wurde um 4 Uhr Früh in Pontassel eingerückt, unter maßlosem Jubel des Militärs, welches die Waffenbrüder aus Klagenfurt auf den Händen trug, und die Geschütze mit Küssen bedeckte. Da Major von Diez das Commando an der Stelle des durch feindliche Treulosigkeit schwer verwundeten Herrn Obersten Baron **Gorizzuti** übernommen hatte, so stellte sich selbst die eben angekommene Truppe zur augenblicklichen Verfügung. Es war die höchste Zeit geworden. Sogleich wurde eine Kanone gegen die Kirche von **Ponteba** — eine der Hauptpositionen der Insurgenten, die zweite gegen die Municipalität gerichtet, die dritte an der Brücke aufgestellt. Die dreißig Klagenfurter, sichergeübte Schützen, stellten sich zu ihrer Bedeckung und am 25. April Früh begannen die Oesterreicher ihren donnernden Morgenruß. Der erste Schuß aus der Kanone Nr. 1 zerschmetterte das steinerne Kreuz am Campanile, hinter dem die feindlichen Schützen sich bargen, und trieb sie mit blutigen Köpfen vom Thurme. Nach drei Stunden lebhafter Kanonade schritten die Oesterreicher zum Sturme. Die Barrikaden, welche die Insurgenten auf der steinernen Brücke errichtet hatten, wurden mitten im Kugelregen weggeräumt. Die Pulverminen, welche

schon zum Sprengen der Brücke gefüllt waren, unschädlich gemacht, und **Ponteba** um 12 Uhr Mittags erobert. Die Tricolore des Frevels lag im Staube, siegreich flatterte der schwerkgeprüfte kaiserliche Doppelaar auf dem errungenen Boden. Die vier großsprechenden feindlichen Stabs-Offiziere retteten sich mit ihrem bunten Heere von Piemontesen, Ausreißern, Schweizern, **Crociati** und anderen Brigands durch eine unrühmliche Flucht, mit ihnen ein großer Theil gestimmungsverwandter Inzassen von **Ponteba**. Siebenzig Männer wurden aber sogleich von den Kaiserlichen als Geißeln mitgenommen. Bei der geringen Anzahl, bei der grenzenlosen Ermüdung der braven Truppen, war eine weitere Verfolgung der Feinde um so weniger möglich, als letztere alle Wände der Engpässe gegen **Reschiutta** mit Felsblöcken und schweren Steinen zum Herabrollen gegen die Kaiserlichen versehen hatten. Die Einnahme von **Ponteba** durch die Oesterreicher war von bedeutender moralischer Wirkung, die Piemontesen, bereits bis Udine vorgerückt, um an der Fella in Kärnthen einzudringen, machten Halt, um sich vorerst an den Gedanken zu gewöhnen, was sie auf altösterreichischem Boden von der Kraft eines treuen Volkes zu erwarten hätten. Am 26. April übergaben die Klagenfurter Freiwilligen die Kanonen dem Herrn Commandanten Major Diez, übernahmen die Bewachung der Gefangenen und den Auftrag, die Grenze Kärnthens weiter von den Insurgenten zu säubern, und die Verbindung mit dem getrennten Armeecorps in **Ampezzo** herzustellen,

so marschirten denn die 30 Klagenfurter von Tarvis nach Hermagor, in das Gailthal bis nach Rößschach, belehrten die Landleute über die drohende Gefahr, ermunterten sie zum lebhaftesten Widerstande gegen den Feind des Rechtes und der heiligsten Pflichten, und drängten die Insurgenten am Stranig und Nassfelde zurück. Die Erbitterung des treuen Landvolkes gegen die wälschen Banden, welche rothenweise die friedlichen Gehöfte überfallen, Vieh und Habseligkeiten geraubt hatten, war grenzenlos.

Die beiden Freiwilligen, Ritter v. Wolf und Dr. Laurer, erreichten glücklich Ampezzo und statteten dem Hrn. General von Rossbach ihren Bericht ab — als sprechende Beweise der hergestellten Verbindung mit Tirol. Die kärnthnerischen Kanonen trugen ihren Donner noch bis Reschiutta, von dort wurden sie wieder den dreißig Freiwilligen übergeben und am 1. Mai nach der Erfüllung der ehrenvollsten Mission im Triumphe nach Klagenfurt zurückgebracht. So endete eine kurze, aber gewiß rühmliche Kriegsepisode in unserem Nachbarlande, die Namen der Theilnehmer möge die dankbare Nachwelt als schöne Ermunterung für die Enkel bewahren. Das Commando der auf eigene Kosten organisirten und verpflegten kleinen Heldenschaar führten der k. k. pensionirte Hr. Hauptmann von Kurzendorfer und der junge k. k. Beamte Josef von Hueber (Landrechts-Auscultant). Unter ihnen dienten als Oberrottenführer der Hr. Finanzwachcommissär Friedrich Wöbl, dessen persönlicher Mittheilung wir diese Skizze verdanken,

die Herren: Albert Baron Dikmann, Gewerke; Theodor, Ernst und Hermann von Mooro, Fabriksinhaber; David Boigt, ständischer Beamter; Julius von Rainer, Gewerke; Anton Husa, Mediciner; Alfred Graf von Christalnigg; Peter v. Franković, k. k. pensionirter Lieutenant; Johann Guygel, Jurist; Albert Magistris, Kaufmann; Dr. Johann v. Vest; Alois Wango; Dr. Josef Laurer (als Arzt); Franz Ritter von Wolf, Landrechts-Beamter; Andreas Neugebauer; Josef Brahofer; Eduard, August und Alexander Gußman, Juristen; Baron von Michelburg, Landrechts-Auseultant; Josef Zaremba; Eduard Haidenhofer; Dominik Kulinsky; Joseph Maier; Carl Müller und Johann Moser.

Die wackere That der biederen Söhne Kärnthens fand ihre treue Würdigung in folgender Anerkennung.

Se. Excellenz der Herr Feldzeugmeister Graf von Nugent fand sich durch den aufopfernden und bereit vollführten Entschluß der biederen Kärnthner zur Entsendung Freiwilliger an die bedrohte Landesgrenze und zur Theilung der Gefahren mit den dort aufgestellten Truppen veranlaßt, von seinem Hauptquartier aus zu Pordenone in einem Schreiben an Se. Excellenz den Herrn Landesgouverneur vom 1. Mai 1848 der ganzen Provinz seine achtungsvolle Anerkennung dieses neuen nachahmungswürdigen Beweises ihrer Vaterlandsliebe auszudrücken, und seinen persönlichen Dank für die früheren Leistungen der Klagenfurter beizufügen, da diese in Klagenfurt den ganzen Garnisonsdienst übernommen und ihn so in die angenehme Lage versetzt hatten, die Garnison

bis auf den letzten Mann wegzuziehen, und die für die Armee so wichtige Verbindung über Pontassel ohne Schwächung seines Corps herzustellen. — Diese ehrenvolle Anerkennung wurde in Folge hohen Gubernial-Präsidial-Auftrages vom 4. Mai 1848, Z. 881, zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

Wir schließen unsere Skizze mit dem gemüthlichen Liede der Kärnthner Freiwilligen vor Ponteba (von Ignaz Rabitsch).

Ihr sollet sie nicht haben,
Ponteba's Scheidewand!
Ihr sollet euch erst graben
Ein Grab am Fella-Strand!

Ihr sollet euch erst fühlen
Den frechen Uebermuth
An Kärnthens Termopylen,
Verhasste wälsche Brut.

Denn nimmer, nimmer weichen
Wir Kärnthner frank und frei,
Frisch grünen uns're Eichen,
Fest wurzelt uns're Treu.

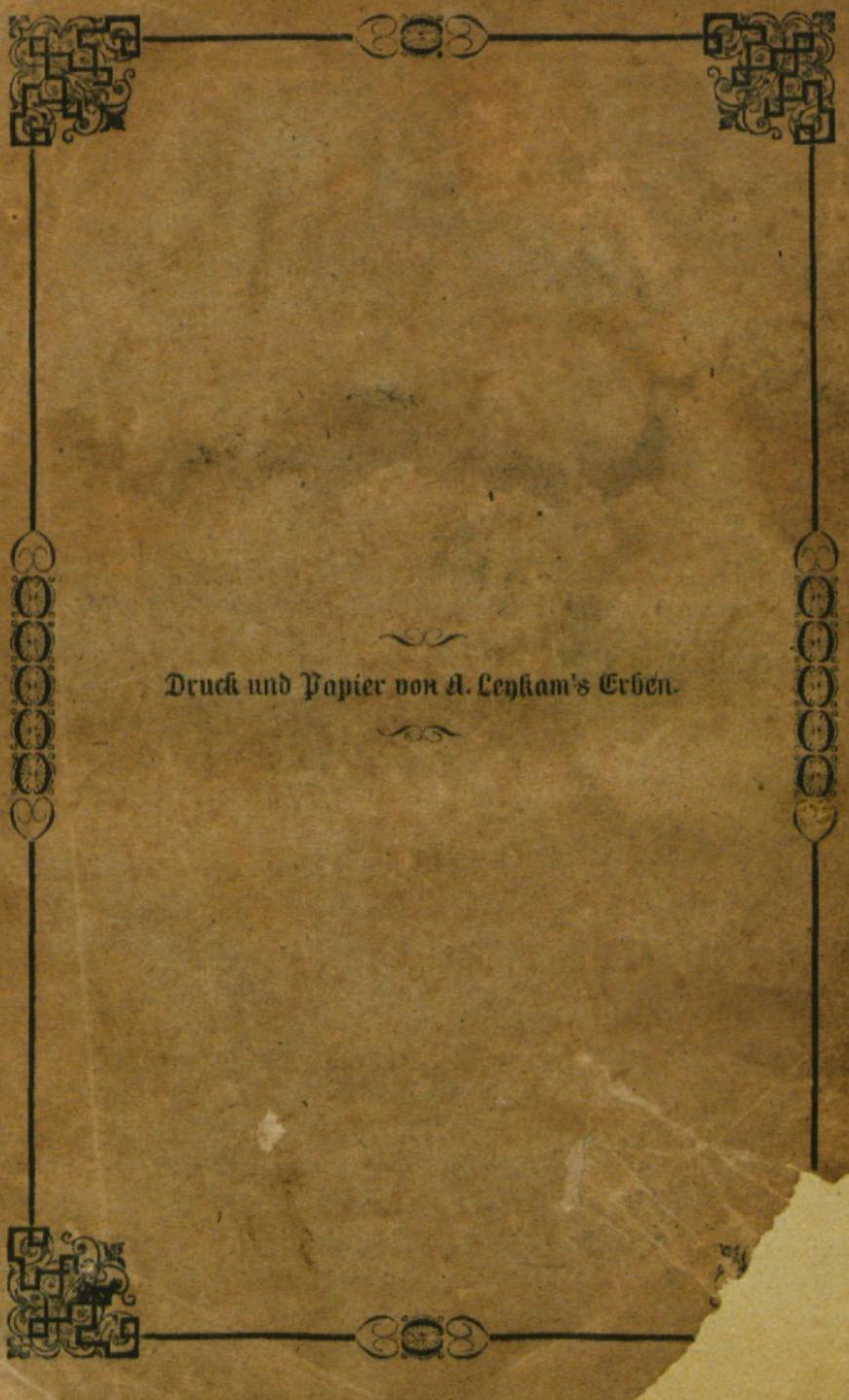
Mit Stugen und Kanonen,
Mit Kärnthner Stahl und Blei
Steh'n fest wir hier, zu lohnen
Der Wälschen morsche Treu!

Nichts soll uns machen wanken
Auf unsrer Siegesbahn,
Steh'n gleich den Karavanken
Bis auf den letzten Mann!

Drum wagt euch nur herüber,
Treulose! und versucht!
Das Schwert der deutschen Brüder
Zwingt eilig euch zur Flucht.







Druck und Papier von A. Leykam's Erben.

